

HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8187

(55)

Almond

1875 10 4 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

1875 10 10 1875 10 10

Goethes

Säm t l i c h e W e r k e

Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach,
Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer,
Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz
Muncker, Wolfgang von Dettingen, Otto Pniower, August
Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel
herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

LG
G599Hel

Goethes Säm t l i c h e W e r k e

Jubiläums-Ausgabe

Fünfundzwanzigster Band

Dichtung und Wahrheit

Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer

Vierter Teil und Anhang



118208
—
13/9/11

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Aus meinem Leben
Dichtung und Wahrheit

Vierter Teil

Nemo contra deum nisi deus ipse.

Vorwort

Bei Behandlung einer mannigfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, einiges, was in der
5 Zeit sich verschlingt, notwendig zu trennen, anderes, was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammenzuziehen und so das Ganze in Teile zusammenzustellen, die man sinnig überschauend beurteilen und sich davon manches zueignen mag.

10 Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unsers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsre Leser möchten bedenken, daß sich diese hier fortgesetzte Erzählung nicht gerade ans Ende des vorigen Buches anschließt,
15 sondern daß sie die Hauptfäden sämtlich nach und nach wieder aufzunehmen und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechzehntes Buch

Wie man zu sagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, so läßt sich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicherweise beschaffen sei; ja auch mit andern Umständen, die sich auf eine harmonische Weise um uns versammeln; es sei nun, daß ein Schicksal dergleichen 5 auf uns lege, oder daß der Mensch die Kraft habe, das, was zusammen gehört, an sich heranzuziehen.

Wenigstens machte ich diesmal die Erfahrung, daß alles übereinstimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu teil, in- 10 dem ich den Ausgang dessen gelassen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu diesem aber sollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unsrer 15 Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte und, um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinozas Bildniß dem Titel gegenübergesetzt hatte mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen 20 der Verwerfung und Verworfenheit im Angesicht trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht leugnen, denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommne Frage; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend jemand, dem sie 25

mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieses Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Kontroversen nicht liebte, indem
5 ich immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel „Spinoza“ in Bayles Wörterbuch, einem Werke,
das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn eben so schätz-
10 bar und nützlich als wegen Klatscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist.

Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst wird der Mann als Atheist, und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben; so-
15 dann aber zugestanden, daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mitteilender Mensch, ein ruhiger Particulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: an ihren Früchten sollt ihr sie
20 erkennen! — denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nach-
25 gelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden, und dieselbe Friedenslust wehte
30 mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht miß-

verstanden zu werden, und will hier einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genötigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungebärdig stellt; vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Tätigkeit und Fähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Reichtum zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probieren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung

vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resignieren.

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlischen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüßtlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werten Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibniz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medizin übergehen müssen.

Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern versteht; daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt; daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von „Werther“ und „Faust“ wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige

Jude bei Spinoza abgelegt und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl und beschäftigte mich im stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte, etwas 5 aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmut verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. Inwiefern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza 10 unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran 15 nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt.

Wenn sich in Tieren etwas Vernunftähnliches hervortut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Notwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, 25 welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsere Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich 30 Rechenenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfin-

dung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung
 des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich
 äußere Veranlassung, auf und nieder senkt und mit sich
 selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke
 5 man sich einen Fische, dem diese Gabe zugeteilt wäre,
 so daß er die ungeheuren Blätterfchirme für sich selbst
 wechselsweise niedersenkte und aufhübe — jedermann, der
 es zum erstenmal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten.
 So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen
 10 Vorzüge, daß wir ein für allemal der Außenwelt keinen
 Teil daran gönnen mögen, ja daß wir dieselben, wenn es
 nur anginge, sogar unsresgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn
 wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein aner-
 15 kannte sittliche Geseze, unverständlich gegen seinen eignen
 und fremden Vorteil handeln sehen. Um das Grauen
 loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir
 es sogleich in Tadel, in Abscheu, und wir suchen uns
 von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in
 20 Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraus-
 hebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr
 wunderlich an, und das Vorhergesagte soll eigentlich nur
 dazu dienen, um das, was folgt, begreiflich zu machen.

25 Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichte-
 rische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr,
 als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den
 Gegenstand desselben anzusehen. Die Ausübung dieser
 Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und
 30 bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten
 trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
 Mein Viedchen wegzupfeifen,
 So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein lebernes Wams machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durchs Gefühl das, was unvermutet hervorbrach, zu fixieren. Ich war so gewohnt, 5 mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der 10 Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und 15 ein kleines Produkt in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht. Meine frühere Lust, diese Dinge nur durch Vor- 20 lesungen mitzuteilen, erneute sich wieder; sie aber gegen Geld umzutauschen, schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, 25 jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Homburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit mußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publikum erzeigten 30 Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porzellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheirateten, eine

gewisse Partie Porzellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen; 5 den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht, und indessen er sich an meinem Eigentum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im stillen mit folgenden Versen:

10 Solbe Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgeweihte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
15 Rafft der freche Sofias zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Tee- und Kaffeetisch behagen?
20 Weg das Porzellan, das Zuckerbrot!
Für die Himburgs bin ich tot.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im 25 stande war und daher öfters Langeweile empfand, so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das, was menschlich, vernünftig und verständig an mir sei, zu meinem und anderer Nutzen und Vorteil gebrauchen und die Zwischenzeit, wie 30 ich es ja auch schon getan und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen und dergestalt nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage

so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte, auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. / Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Natur- 5 gabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit, die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gesuchte und bewunderte Talent in Deutschland als 10 außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regententugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph 15 begünstigten, jener seinen Macklot, dieser seinen Edlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte so wie das Eigenthum des Genies dem Handwerker und Fabrikanten unbedingt preisgegeben seien.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden 20 Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte: Die Frau Markgräfin, als eine tätige Dame, habe auch eine Papierfabrik angelegt, die Ware sei aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag getan, 25 die deutschen Dichter und Prosaiisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Wert in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Märchen, ergözten uns aber doch daran. Der Name 30 Macklot ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal borgen mußte, indes die Nieder-

trächtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrat, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchbringlich; gar oft verlieren sie sich deshalb in einem wilden wüsten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam vorkam, so erschien er doch gar manchem willkommen. Gleich bei dem ersten Zusammentreten fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geschichten.

In der sehr eng in einander gebauten Judengasse war ein heftiger Brand entstanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entspringende Lust zu tätiger Hilfe trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und stand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengasse her durchgebrochen; an diesen Zugang versüßte ich mich. Ich fand daselbst eine große Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich sah gar bald, daß, wenn man eine Gasse bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die

Hilfe die doppelte sein würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb stehen, rief andere an mich heran, den Kommenden wurde die Last abgenommen, und die Rückkehrenden reiheten sich auf der andern Seite. Die Anstalt fand Beifall, mein Zureden und persönliche Teilnahme ward begünstigt, und die Gasse, vom Eintritt bis zum brennenden Ziele, war bald vollendet und geschlossen. Raum aber hatte die Heiterkeit, womit dieses geschehen, eine frohe, man kann sagen eine lustige Stimmung in dieser lebendigen zweckmäßig wirkenden Maschine aufgeregt, als der Mutwille sich schon hervortat und der Schadenfreude Raum gab. Armselige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken schleppend, mußten, einmal in die bequeme Gasse geraten, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Mutwillige Knaben-Jünglinge spritzten sie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch mäßiges Zureden und rednerische Straf Worte, mit Rücksicht wahrscheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachlässigte, ward der Frevel eingestellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten, den Unfall zu beschauen, und schienen verwundert, ihren Gefellen in Schuhen und seidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in diesem feuchten Geschäfte zu sehen. Wenige konnt' ich heranziehen, andere lachten und schüttelten die Köpfe. Wir hielten lange stand, denn bei manchen Abtretenden verstanden sich auch manche dazu, sich anzuschließen; viele Schaulustige folgten auf einander, und so ward mein unschuldiges Wagnis allgemein bekannt, und die wunderliche Vixenz mußte zur Stadtgeschichte des Tags werden.

Ein solcher Leichtsinn im Handeln nach irgend einer gutmütigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbstgefühl, was von den Menschen leicht als

Eitelkeit getadelt wird, machte unsern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der
5 lebhafteste, notwendige und lustig-gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Grenzenlose Schrittschuhbahnen, glatt-gefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiel
10 zuzusehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen in ihrem roten Sammetpelze, der, auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!“ rief ich
15 aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben, „mich friert grimmig.“ Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug,
20 gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab; auch war das Gedränge so groß, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, obgleich einigermaßen: denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wohl einmal
25 wieder vor. »

Nach solchen Erinnerungen eines glücklichen unbeachteten Handelns schreiten wir an dem eigentlichen Faden unsrer Erzählung fort.

Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn
30 irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so tut man das Möglichste, um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es ist so wahr: irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller abgesonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerzt das konzentrierte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abzupfen und sich zueignen. 5

In diesem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht so wohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter schlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen. 10

Der quasi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweizens, dann wieder als Hurone Voltaires, Cumberlands Westindier, als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen, ihn zu sehen. 15

Unter andern ersuchte mich ein Freund eines Abends, mit ihm ein kleines Konzert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformierten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. 20 25 30

Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbind-

liche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte
5 bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Unmutiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungs-
10 kraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab,
15 sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schließlichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältnis zu weis-
20 sagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unsres Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf
hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen,
25 es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menschen, insofern sie gut waren, waren fromm, und insofern sie tätig waren, unklug und oft ungeschickt. Jenes konnte mir nichts helfen, und dieses verwirrte
30 mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augenkur da-

selbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen, und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Versner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hilfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Mut und frommer Dreistigkeit viele Staroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Versner und die Seinen, beraten von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich, den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Kur mißglückt war, ernstlich abriet. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Star auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt, es hieß: der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Kur in Sorgen sei. Gewöhnlich, und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugeesehen, schien nichts leichter in der

Welt zu sein; wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem geringsten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der
5 Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Kur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohl-
10 täter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es diesmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sei nicht herausgesprungen,
15 er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dies sei nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operiert habe. Allein man hatte sich fest vorgefetzt, beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zu-
20 fälligkeit hatte man nicht gedacht und, da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmütiger, wohlgesinnter, gottes-
25 fürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sei, läßt keine Beschreibung noch Entwicklung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Orte.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das
30 Einfachste und Tunlichste, was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiösen Liebesge-

fühl; ohne Mitteilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existieren: er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deswegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind. 5

Diesen gelingt nun wohl, die Eitelkeit abzutun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Behutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches gleiches Betragen auszuüben. 10

Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modifiziert; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische Laufbahn; man hält alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Überzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke. 15

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung, in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen, und eine gewisse Unentschlossenheit, selbst zu handeln. Diese vermehrt sich bei Mißlingen der verständigsten Pläne, so wie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände. 20

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art, in einen solchen Zustand zu geraten, gleichfalls bedenklich und der Betrachtung wert. 25

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Wert nicht absprechen. Es sind eigentlich, was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch 30

Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Überlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

5 Ein solches Aperçu gibt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet: es bedarf keiner Zeitfolge zur Überzeugung, es entspringt ganz und vollendet im Augenblick; daher das gutmütige altfranzösische Reimwort:

10 En peu d'heure
Dieu labeure.

Außere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Vordringen solcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen.

15 Zutrauen und Liebe verband mich aufs herzlichste mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, alles, was für ihn geschah, in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten; aber sein Umgang war
20 mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Rätsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftigerweise Gutes be-
25 gegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsort, daß alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich
30 konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwidern; doch ließ ich ihn, wie so viele andere, gern gewähren und schützte ihn, später wie

früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: „Nein! fürwahr, wenn ich mit Gott so gut stünde, wie Jung, 5 so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rat, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen.“

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt 10 nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich: die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei. 15

Der Zustand, in den unser Freund dadurch geriet, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das 20 Herrlichste, dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hilfsbedürftigen; der Kredit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hilflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende 25 durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft be- 30 trachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studiert, sondern seine Kuren nur so oberhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nach-

geredet; er geriet in Zweifel, ob dies auch nicht Wahrheit sei? und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dünkel und Eitelkeit, in seinem Lebens-
5 gange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig notwendige Resultat, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seien.

10 In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht, nach herkömmlicher Weise, diese Seelenzustände ernstester freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübt es mich, meine gute Mutter für ihre
15 Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig tätigen Gleichmut. Der Vater dauerte mich am meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch,
20 wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines munteren, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete: denn ich
25 hatte die gottlose Art, alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene
30 Nebenkuren des durch die Hauptkur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Jsenburgischen zu lachen, der, in

dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientalische Natur so gut nachhalf, daß er vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn 5 fragte, ob die Operation geschmerzt habe? so sagte er nach der hyperbolischen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämtlich nach und nach operieren lassen.“ Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse eben 10 so exzentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen gewerbreichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überrascht durch einen so seltenen 15 frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus; alle waren angeregt zur Teilnahme, dergestalt daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines solchen heitern Vorfalls durfte man in unserm 20 Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Armste, in seiner sandigen Heimat über Main, in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen. 25

Kränkend war daher für unsern guten Jung der Empfang der tausend Gulden, die, auf jeden Fall bezugungen, von großmütigen Menschen edel bezahlt wurden. Diese Barschaft sollte bei seiner Rückkehr einen Teil der Schulden auslöschen, die auf traurigen, ja unseligen 30 Zuständen lasteten.

Und so schied er trostlos von uns: denn er sah zurücksehend den Empfang einer sorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern,

die sich, als Bürgen für so manche Schulden des allzu zuversichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon
 5 Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

10 So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hilfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidne Zuversicht einsflößen.

Siebzehntes Buch

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Vili
 15 wieder aufnehme, so hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmsten Stunden, theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne
 20 waren unsre Gespräche sittlich interessant auf jede Weise.

Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen? Es wahrte daher nicht lange, daß Vili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß
 25 aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, so wie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte
 30 sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen,

an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Widerreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.

Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte.

Ein wechselseitiges Bedürfnis, eine Gewohnheit, sich zu sehen, trat nun ein; wie hätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Zirkeln zu sehen! Hieraus erwuchs mir mannigfaltige Pein.

Mein Verhältnis zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältnissen, und war noch höherer Art. An die Außerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lustpartien, die zur Unlust ausliefen; ein retardierender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb; auch sonstiges Untreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle diese Peinen, die, in irgend einem Roman umständlicher mitgeteilt, gewiß teilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen.

Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrucklich, eingeschaltet stehen.

5 Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedrängest dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
10 Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

 Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
15 Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
20 Ach, mein Weg zu ihr zurück.

 Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
25 Mich so wider Willen fest:
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

 Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
30 Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
 Lag im Mondenschein,
 Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
 Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
 Ungemischter Lust,
 Hatte schon dein liebes Bild empfunden
 Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
 An dem Spieltisch hältst?
 Oft so unerträglichen Gesichtern
 Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
 Nun nicht auf der Flur:
 Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
 Wo du bist, Natur.

Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen,
 lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch
 jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen.

Doch wollen wir aus jener größeren, glänzenden
 Gesellschaft nicht eilig abscheiden, ohne vorher noch einige
 Bemerkungen hinzuzufügen; besonders den Schluß des
 zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten
 Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten
 Modepuz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz
 dieselbe. Ihre Anmut, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich,
 nur möcht' ich sagen, ihre Anziehungsgabe tat sich mehr
 hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen
 stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren
 Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegenkam, zu
 vermannigfaltigen Ursache fand; genug, ich konnte mir
 nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits

unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.

5 War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Rippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre ver-
10 bracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte.

15 Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude
20 hatten sich schon hervorgetan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende
25 Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

30 Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigierte zu der Zeit Marchand das Theater und suchte durch seine eigne Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner, groß- und wohlgestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wohl allenfalls bedurfte; deshalb er denn die kleineren und größeren französischen Opern herüber zu bequemen bemüht war.

Der Vater in der Grétry'schen Oper „Die Schöne bei dem Ungeheuer“ gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Glor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu gebärden mußte.

Diese in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Stil und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Operntheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerksobern taten sich hervor. Die Jäger, der Faßbinder, und ich weiß nicht was alles, waren vorausgegangen: André wählte sich den Tölpel. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Komponisten nur so viel sagen, als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angeborenem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabrikant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Kapellmeister und Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als letzterer war er geneigt, seine Kompositionen ins Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu

füllen und zu beleben sich höchst tätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der, geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im stillen für sich durchzuführen mußte, wie er denn auch
5 in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwidern, mitgedacht werden.

Vilis Pianospiele fesselte unsern guten André vollkommen an unsere Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff.

Bürgers „Lenore“, damals ganz frisch bekannt und
15 mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm komponiert; er trug sie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft recitierend vortrug, war sie zu deklamieren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie
20 hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses alles aber, wie es auch sei, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins; sie wissen
25 kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechselseitige Verführung der beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werten unent-
30 behrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten,

parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Übersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer; oft schon früh eine tätige Schifffahrt von Flößen und gelenkten Marktschiffen und Rähnen; eine sanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen zarten 5 Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich und verfehlte nicht, einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Szenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernstern Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er 15 bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier des Vortrags halben wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Tätigkeiten, sogar unerträgliche Langweile widerwärtig einstellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu be- 20 sorgen, und fand noch Zeit genug, dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Ge- 25 schäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowohl die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit wertgeschätzten Freunden auferlegte; und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rat zu praktizieren nicht erlaubte, so war

er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinierten Advokaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

5 Diese seine Tätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Herantreten, und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deswegen alles tat, um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründ-
 10 lich und tüchtig, aber von langsamer Konzeption und Ausführung, studierte er die Akten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten, legte er mir die Sache vor, und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vater-
 15 freude gedieh und er auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ: wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern, hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und
 20 Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzu leichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner
 25 Tage; er schleppte sich eine Weile mit fiedhem Körper in Dürstigkeit hin und kam erst später in bessere Umstände durch Hilfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advokaten unterhalten, ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des
 30 Rechtsganges genau bekannt und erwarb sich alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unserm Hause hatte er sich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungssachen bei der Hand.

Dieser hielt nun von seiner Seite unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowohl auf Rechtsangelegenheiten als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Expeditionen bezog. Auf dem Rathause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen war er auf seine Weise gelitten; und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt ins Amt her, in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben, das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden, und da ihn seine Gesundheit nötigte, seine Tätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszu-
richten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank, und regelmäßiger Gesichtsbildung; sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit seiner Überzeugung, was zu tun sei, auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen. Er mochte stark in den Vierzigen sein, und es reut mich noch (ich darf das Obengesagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung, meine ersten Leser durch das Vorgetragene einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wohl wieder zu denen glänzenden Tagespunkten hinwenden, wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage sorgfältig, froh und mit mancher Abwechslung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden,
 Erhöht von Lieb' und Wein,
 Soll dieses Lied verbunden
 Von uns gesungen sein!
 Uns hält der Gott zusammen,
 Der uns hierher gebracht,
 Erneuert unsre Flammen!
 Er hat sie angefacht.

Da dies Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten
 10 hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gast-
 mahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder auf-
 gefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nach-
 kommen und wünschen allen, die es aussprechen und
 singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie
 15 wir damals, ohne irgend einer weitem Welt zu gedenken,
 uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt
 empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Vilis Geburts-
 tag, welcher den 23. Juni 1775 sich zum siebenzehnten-
 20 mal wiederholte, besonders sollte gefeiert werden. Sie
 hatte versprochen, am Mittag nach Offenbach zu kommen,
 und ich muß gestehen, daß die Freunde mit glücklicher
 Übereinkunft von diesem Feste alle herkömmlichen Ver-
 zierungssphrasen abgelehnt und sich nur allein mit Herz-
 25 lichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unter-
 haltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschäftigt, sah ich
 die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag
 verkündigte und unserm Fest ihre frohe glänzende Gegen-
 30 wart versprach, als Vilis Bruder George, der sich nicht
 verstellen konnte, ziemlich ungebärdig ins Zimmer trat
 und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgendes
 Fest gestört sei; er wisse selbst weder wie noch wodurch,
 aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmög-

lich sei, morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste teilzunehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut, wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber so herzlich dringend, als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir überlasse hinauszumelden, gemildert, ja versöhnt werde; sie wolle mir's zum allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch so gleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden, was zu tun war. „Gile,“ rief ich, „Georgel! sag' ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen, daß sie gegen Abend komme; ich versprache: gerade dieses Unheil solle zum Fest werden!“ Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen, wie? Dies wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hilfe rief, die ein Bruder unserer Geliebten auszuüben sich anmaßt.

Raum war er weg, so ging ich mit sonderbarer Selbstgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit sei, mich als ihren Diener auf eine glänzende Weise zu zeigen, heftete ich mehrere Bogen mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zusammen und eilte, den Titel zu schreiben:

„Sie kommt nicht!

ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend.“

Da von diesem Scherze weder Konzept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es

wieder aufs neue zusammengedichten, welches im allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Oroilles Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domes-
5 stiften, wobei jedes genau seine Rolle spielt und die An-
stalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder
mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der
Herr, die Frau mit eigentümlichen Tätigkeiten und Ein-
wirkungen; dann kommt, indem alles sich in einer ge-
10 wissen hastigen Geschäftigkeit durch einander treibt, der
unermüdlische Nachbar Komponist Hans André; er setzt
sich an den Flügel und ruft alles zusammen, sein eben
fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzupro-
bieren. Das ganze Hans zieht er heran, aber alles macht
15 sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; eins
wird vom andern abgerufen, eins bedarf des andern, und
die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf
die Garten- und Wasserzenen; Kränze, Banderolen mit
Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

20 Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegen-
stände versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine
Art von lustigem Hin- und Widerträger, berechtigt war,
auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch
manches allzu gute Trinkgeld wohl ungefähr merken
25 konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er tut sich auf
sein Paket etwas zu gute, hofft ein Glas Wein und
Semmelbrot und übergibt nun nach einigem schalkhaften
Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme,
die Papiere fallen zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum
30 Tisch! laßt mich zur Kommode, damit ich nur streichen
kann.“

Das geistreiche Zusammensein lebelustiger Menschen
zeichnet sich vor allem aus durch eine Sprach- und Ge-
bärdensymbolik. Es entsteht eine Art Gauneridiom,

welches, indem es die Eingeweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Vilis anmutigsten Eigenheiten eine, die hier durch Wort und Gebärde als Streichen ausgedrückt ist und welche stattfand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr sitzend, etwas Unziemliches vorbrachte. Ohne das holde Gesicht zu verändern, strich sie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tischtuch weg und schob alles, was sie mit dieser sanften Bewegung erreichte, gelassen auf den Boden. Ich weiß nicht was alles, Messer, Gabel, Brot, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbarn gehörig; es war jedermann erschreckt, die Bedienten liefen zu, niemand wußte, was das heißen sollte, als die Umsichtigen, die sich erfreuten, daß sie eine Unschicklichkeit auf eine so zierliche Weise erwidert und ausgelöscht.

Hier war nun also ein Symbol gefunden für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, schätzenswerter, wohlgesinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Gesellschaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns alle; das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmaç erlaubt.

Wenn der Dichter nun also dem Hausherrn diese Begierde, zu streichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgibt, so sieht man das Bedeutende, das Effektivolle: denn indem er alles von allen Flächen herunter zu streichen droht, so hält ihn alles ab;

man sucht ihn zu beruhigen, bis er sich endlich ganz ermattet in den Sessel wirft.

„Was ist begegnet?“ ruft man aus. „Ist sie krank? Ist jemand gestorben?“ „Fest! fest!“ ruft d'Orville, „dort
5 liegt's auf der Erde.“ Die Depesche wird aufgehoben, man liest, man ruft: „Sie kommt nicht!“

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber sie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden ge-
10 nommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indessen immerfort musiziert hatte, kam doch endlich auch herbeigelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten. Pfarrer Ewald und seine Gattin traten
gleichfalls charakteristisch ein, mit Verdruß und Verstand,
15 mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagsest erwartend, und der einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte
20 ansieht, beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dies alles ward während eines Theiles der Nacht
25 mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend wacht' ich auf, mit Voratz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in
30 Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft

auf gleichem Theater aufgetreten zu sein; nur die Kinder, als die entschiedensten unbestechbarsten Realisten, versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen 5
Vorgaben des Nachtsches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Eili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern be- 10
willkommt, beinah betroffen, daß ihr Ausbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr alles, man trug ihr alles vor, und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharffsinns, um zu 15
bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte dies weder auf unsre Gesinnungen, noch auf unser Be- 20
tragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft und fand sie dem Scheine nach teilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden 25
erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich sein, indem ich ihr Größeres oder Kleineres besorgt hatte oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wohl diese Dienstschaft das Erfreulichste, was einem Menschen begegnen kann; wie uns die alten Ritterromane 30
dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphieren Überwinder und Überwundene, und beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dies mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer desto kräftiger. Johann André hatte immer Musikvorrat; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüten regneten herab.
5 Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dies den übrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur
10 hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Mut, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen
15 ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermännigfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien. Liebende Seelen werden nach-
20 stehendes Ereignis mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „ich schlase, aber mein Herz wacht.“ Die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überschneiden, und
25 die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert; und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Türe zu Türe nach Hause be-
30 gleitet und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine

Bank, in der reinsten Nachtstille, unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören.

Bemerkenswert schien mir ein schwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Rascheln, kein Rauschen, und bei näherer Aufmerksamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem 5
Getier sei. Es mochten Igel oder Wiesel sein, oder was in solcher Stunde dergleichen Geschäft vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zu gegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche 10
nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet; ich sah mich gegen dem hohen Wall über, 15
welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen.

Da verharrt' ich, bis die Sonne nach und nach hinter 20
mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab.

Je mehr aber, um des wachsenden Geschäftskreises 25
willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegen- 30
wärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender, als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Ent-

scheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Überzeugung, eine Trennung sei unmöglich, das in einander gleichmäßig gesetzte Vertrauen — das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, von dem ich mich zu retten mich immer mehr in gleichgültige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hilfe, welche die sämtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delph; sie stand mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter Wechselhandlung bei verschiedenen Vorfällen vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Bili von Jugend auf; es war eine eigne Person, ernsten männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen; sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen; dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn alles auf

Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke; etwas getan, etwas voll-
bracht, besonders eine Heirat gestiftet zu haben, war ihr
schon Belohnung. Unfern Zustand hatte sie längst durch-
blickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie
sich endlich überzeugte: diese Neigung sei zu begünstigen,
diese Vorsätze, redlich, aber nicht genugsam verfolgt und
angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman
förderksamst abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Bili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt, hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht
widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar
willkommen. Sie kannte sehr wohl unsre Wünsche, unsre
Hoffnungen; ihre Lust, zu wirken, sah darin einen Auf-
trag; kurz, sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie
es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr ent-
gegenstellen mochten, beseitigt — genug, sie tritt eines
Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt
 euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch gebiete-
rischen Wesen. Ich stand gegen Bili über und reichte
meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd,
aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen
fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns
Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wunderbaren
Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem
Bräutigam zu Mute sei.

Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten
Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist
erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer

aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisierenden Triebe, das verständige Gesetz, welche
5 sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommem Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.
10

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun
15 als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt ich, wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es
20 und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delph
25 eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen
30 zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat Recht, denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten,

die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen 5 lassen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher 10 heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen.

Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Inkongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, 15 meine häusliche Lage in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, 20 Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung sich nicht leugnen 25 können, daß, um diese neue Geworbene in solche Funktion gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurechten müssen.

Indessen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr eben so wenig. Betrachtete ich nun aber mich 30 in meinem Hause und gedacht ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Zirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu

Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Ein-
 5 richtung geleitet hatte.

So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! und
 10 wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem diesen abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen
 15 her schöne Aussichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jeder-
 mann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Rich-
 tung an. Zudringliche Jugend findet Gunst; dem Genie
 20 traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für
 den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und
 25 kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehene wohl-
 gegründete Freimaurerloge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Vili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine An-
 näherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängig-
 30 keitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne ver-
 bunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah ver-
 wandten Zwecken hätten förderlich sein müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten wie Frankfurt gibt es kollektive Stellen: Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Tätigkeit grenzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, beim ersten Anblick vorteilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Kanzlei-Dreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel, man teilt sich das Günstige mit, man überwindet jedes Schwanzen durch gewaltsame Tätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deshalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Besen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder loswerden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Teil an fremdem Glück und Unglück. Diese Teilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen, wenden wir uns zu demjenigen, dessen Vorfälle wir würden getadelt haben. Zu allem diesen verschaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf seiner Krast ruhend, schien noch immer das Schicksal Europens und der Welt abzuwiegen; Katharina, eine große Frau, die sich selbst des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen hochbegünstigten

Männern einen großen Spielraum, der Herrscherin Macht immer weiter auszubreiten; und da dies über die Türken geschah, denen wir die Verachtung, mit welcher sie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt sind, so schien es, als wenn keine Menschen aufgeopfert würden, indem diese Unchristen zu Tausenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tschesme verursachte ein allgemeines Freudenfest über die gebildete Welt, und jedermann nahm teil an dem siegerischen Übermut, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künstlerischen Studiums, auf der Reede von Livorno sogar ein Kriegsschiff in die Luft sprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordischer König, gleichfalls aus eigener Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Aristokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Aristokratie überhaupt hatte keine Gunst bei dem Publikum, weil sie ihrer Natur nach im stillen wirkt und um desto sicherer ist, je weniger sie von sich reden macht; und in diesem Falle dachte man von dem jungen König um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessiert, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im kleinen gern zugehört; Korsika war lange der Punkt gewesen, auf den sich aller Augen richteten: Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzusetzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmut und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmannschen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit

keit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entfernteren Weltteil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Amerikanern alles Glück, und die Namen Franklin und Washington fingen an, am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken, eine regelmäßig auslangende Staatswirtschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen, so verbreitete sich die heiterste Hoffnung über die ganze Welt, und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur insofern teil, als sie die größere Gesellschaft interessierten. Ich selbst und mein engerer Kreis besaßen uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten: uns war darum zu tun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter, die mannigfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinierten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste könig-

liche Reihe verschränkt, so daß er, seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Kurfürsten allen andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vorteile, welche diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordiniert und als koordiniert fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Welttätigkeit ihre Tage zubrachten und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäftsbildung bedeutend hervorgetan und sich des ganzen vornehmen, so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt, zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen, der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum jemand eingefallen, jene ungeheure privilegierte Masse zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, so wie durch die nahverwandte Technik, sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Tätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichtum vermehrt, seine geistige Tätigkeit besonders im juristischen und Staatsfache gesteigert sah, der konnte sich

überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wohl sonst der adeligen Bank eine Gelehrtenbank gegenüber; die freiere Übersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden, und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität; der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu tun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wohl sagen, es war im ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände sehr günstig. Wenn auch im „Werther“ die Unannehmlichkeiten an der Grenze zweier bestimmter Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sei.

Durch „Göz von Berlichingen“ aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicksaligkeiten bisheriger Literatur mochte verlegt sein, so war doch auf eine kenntnisreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen, und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen ge-

rät. Dieser Komplex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter lebendig und deshalb auch wohl hie und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in eigner Erzählung dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch, ihr Verhältnis zu der fränkischen Ritterschaft war in seiner Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen, wie manches andere jener Zeit, bleicher und unwirksamer mochten geworden sein.

Nun erhielt auf einmal das Flößlein Jart, die Burg Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht, so wie das Rathaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte, und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig herschrieb, hatte die Aussicht, ihren Altvater gleichsam ans Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Teilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen, und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch sein, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich angeschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren manche, die, schon in die Dreißig gelangt, mich aufsuchten, besuchten, und in deren Willen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrichs von Hutten kamen mir in die Hände, und es schien wunderbar genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Ähnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestieren schien. 5

Folgender Brief Ulrichs von Hutten an Willibald Pirckheimer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden. 10

„Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich ge- 15 adelte zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, teurer Willibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! ich denke höher! nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzendern Stand ver- 20 setzt sehen möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besondern Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem, was ich von meinen Voreltern emp- 25 fangen; sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nach- 30 kommen hinüberginge.

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung denenjenigen, die alles das, was ist, für ge-

nug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug, wie ich dir denn meinen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gesteh' ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine
5 Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereinkommend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgetan haben, zu schimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vor-
10 gezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen, sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein; haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Tor
15 ist der Ungelehrte zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgetan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler kranket unser Adel ganz besonders, daß er solche Rieraten quer ansehe. Denn was, bei Gott! heißt es,
20 den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? Warum haben wir uns der Geseze nicht befließiget? die schöne Gelahrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind uns nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen,
25 warum die freisten Studien den Dienstleuten und, schändlich für uns! ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbteil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger in Besitz nehmen und durch Tätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das
30 vernachlässigen, was einem jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf, zu beneiden, und suchen dasjenige auch zu erlangen, was, zu unsrer schimpflichen Beschämung, andere sich anmaßen.

„Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf

um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch deren Wert sei, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren dir aufzeigen, indes er selbst untätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten, zu vergleichen wäre.

„So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und seiner Beschaffenheit so weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen.“

Wenn auch nicht in solchem Flusse des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen vornehmeren Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Gesinnungen zu vernehmen, von welchen der Erfolg sich in einer redlichen Tätigkeit erwies. Es war zum Gredo geworden, man müsse sich einen persönlichen Adel erwerben, und zeigte sich in jenen schönen Tagen irgend eine Rivalität, so war es von oben herunter.

Wir andern dagegen hatten, was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unsrer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unsern bürgerlichen Verhältnissen bestehen konnte.

Denn meine Vaterstadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugsam beachtete Lage. Wenn die nordischen freien Reichsstädte auf einen ausgebreiteten Handel, und die südlichen, bei zurücktretenden Handelsverhältnissen, auf Kunst und Technik gegründet standen, so war in Frankfurt am Main ein gewisser Komplex zu bemerken, welcher aus Handel, Kapitalvermögen, Haus- und Grund-

besitz, aus Wissen- und Sammler-Lust zusammengeflochten schien.

Die Lutherische Konfession führte das Regiment: die alte Gan-Erbenschaft, vom Hause Pimpurg den Namen
5 führend; das Haus Frauenstein, mit seinen Anfängen nur ein Klub, bei den Erschütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verständigen getreu. Der Jurist, der sonstige Wohlhabende und Wohlbedenkende, niemand war von der Magistratur ausgeschlossen; selbst
10 diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren ratsfähig, wenn auch nur stationär auf ihrem Plage. Die andern verfassungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen, und was sich alles an eine solche Verfassung anschließt, gaben
15 vielen Menschen einen Spielraum zur Tätigkeit, indem Handel und Technik bei einer glücklich örtlichen Lage sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wirkte für sich unbeneidet, und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte
20 schon strebsamer sein, und auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformierten bildeten, wie auch an andern Orten die Refugiés, eine ausgezeichnete Klasse, und selbst wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim
25 Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabteilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

30 Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vorteile gewahr geworden, welche die beiden andern Konfessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unsrer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann. 5

Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vorteil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinktmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Silben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechslung und Anmut. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Silbenwert noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Geßners höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von Hermanns Schlacht in Prosa, so wie den Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerspiele so wie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller höherer Stil des Theaters, und umgekehrt zog der fünf- 30 fäßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer

bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng gegen seine eigenen
5 Sachen, konnte nicht unterlassen, diese Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am besten aber gelang es
10 denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Silbenwertes bedienten und, durch natürlichen Geschmaç geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßiger
15 Talenten zum Muster diente.

Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie
20 wenigstens hervorbrachte, was man in seiner Art korrekt nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und tätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugtuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man
25 poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig atmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervortaten, und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener
30 Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studieren müssen, und das war nicht unsre Sache: wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie

jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde. 5

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine jahrelange, ja eine lebenslängliche Aufmerksamkeit und Arbeit erforderten, auf so verwegenem Grunde, bei leichtsinnigen Anlässen, mehr oder weniger aufgebaut wurden, so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Produktionen sich gestalteten, z. B. die poetischen Episteln, Parabeln und Invektiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen. 10 15

Außer dem schon Abgedruckten ist nur wenig davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen solchen Exzentrizitäten ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen fünfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region. 20 25 30

Ich hatte, nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels, ein tolles Frazenwesen er-
sonnen, welches den Titel „Hanswursts Hochzeit“ führen
sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein
5 reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig
geworden, will ein reiches Mädchen, namens Ursel Blan-
dine, heiraten. Sein Vormund, Kilian Brustfleck, und
ihre Mutter Ursel zc. sind es höchlich zufrieden. Ihr
vielsähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch
10 endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das
mindeste Hindernis, und das Ganze beruht eigentlich
nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich
zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei
vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten
15 wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält
seine herkömmliche banale Rede und endiget mit den
Reimen:

Bei dem Wirt zur goldnen Haus,
Da wird sein der Hochzeitshaus.

20 Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts
zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters ge-
dachtes Wirtshaus mit seinen Insignien glänzend zu
sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen um-
gedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden;
25 wobei sich jedoch die vordern Kulissen des Theaters schick-
lich zu verändern hatten.

Im ersten Akt stand die Vorderseite nach der Straße
zu, mit den goldnen nach dem Sonnenmikroskop gearbei-
teten Insignien; im zweiten Akt die Seite nach dem
30 Hausgarten; die dritte nach einem Wäldchen; die vierte
nach einem naheliegenden See; wodurch denn geweißagt
war, daß in folgenden Zeiten es dem Dekorateur geringe
Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze
Theater bis an das Souffleurloch zu führen.

Durch alles dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, wodurch der Charakter der einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältnis zu einander gegeben war. 5

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wohl in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch 16 auf jedem Theateranschlag Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich am klarsten und eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen, obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche 15 Scherze sich hervortun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurteilen anheim stellend.

Better Schuft hatte das Recht, durch sein Verhältnis zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden, niemand 20 hatte dabei etwas zu erinnern: denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn schließlich nicht verleugnen; auch durfte man an so einem Festtage sich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm ge- 25 wesen wäre.

Mit Herrn Schurke war es schon eine bedenklichere Sache: er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nützte; dagegen ihr auch wieder geschadet, vielleicht zu seinem eignen Vorteil, vielleicht auch weil 30 er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen stimmten für seine Zulässigkeit, die wenigen, die ihn wollten ausgeschlossen haben, wurden überstimmt.

Nun aber war noch eine dritte Person, über die sich

schwerer entscheiden ließ: in der Gesellschaft ein ordentlicher Mensch, nicht weniger als andere, nachgiebig, gefällig und zu mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er seinen Namen nicht hören konnte und, sobald er ihn vernahm, in eine Heldenwut, wie der Norde sie Berserkerwut benennt, augenblicklich geriet, alles rechts und links totzuschlagen drohte und in solchem Raptus theils beschädigte, theils beschädigt ward; wie denn auch der zweite Akt des Stücks durch ihn ein sehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich versäumt werden, den räuberischen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich hausieren mit seiner Macklotur, und wie er die Anstalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerstehen, auch hier zu schmaruzen und auf anderer Beute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet sich; Kilian Brustfleck untersucht seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen, denn alle Gäste, heißt es, seien anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplikant doch keinen Anspruch machen könne. Macklot versucht sein Möglichstes, um zu beweisen, daß er eben so berühmt sei als jene. Da aber Kilian Brustfleck als strenger Zeremonienmeister sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich jener Nichtgenannte, der von seiner Berserkerwut am Schlusse des zweiten Akts sich wieder erholt hat, des ihm so nahe verwandten Nachdruckers so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das früheste Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämtlichen jungen Männern, deren Wesen

und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältniß geraten. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhaft⁵e Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aus-¹⁰sah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten. Es ist¹⁵ noch ein Brief von Bürgern aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Ästhetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gasthose, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste²⁰ heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten exzentrische Äußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt²⁵ zu sein. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.³⁰

Doch hiebei sollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zusammen getaselt, als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und man nach dem

Blute solcher Wütriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich, in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer
5 abgebildet gesehen zu haben: den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphiert, wie ihr solches noch im Gedächtnis geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Äußerungen ins Heitere
10 zu wenden, versügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich=bedeutenden
15 Gelegenheiten angesprochen. 1

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!

20 „Ja wohl, Tyrannenblut!“ rief ich aus: „keinen größeren Tyrannen gibt es als den, dessen Herzblut man euch vorsetzt. Labt euch daran, aber mäßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjochet. Der Weinstock ist der Universal-Tyrann, der
25 ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deshalb den heiligen Sykurgus, den Thrazier, wählen und verehren: er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom betörenden Dämon Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer obenan zu stehen.

30 „Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltfamer. Die ersten Bzüge seines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenkette, die man zu zerreißen fürchtet.“

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingierte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht geraten könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmutiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläufige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reise-
lust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Vili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Anforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah und mir empfahl, einen Übergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Vili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem An-

sehen, weichen, freundlichen Zügen, sich immer gleich, teilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die andern als impassibel abstach. Er mußte deshalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamfungen erdulden.
 5 Dies mochte gelten, so lange sie glaubten, als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schickslichkeit ankam und man, nicht ungern, genötigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir, wenn nicht
 10 mit dem besten, doch mit leidlichem Rufe davon kamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch querblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern
 15 wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmütigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Greuel. „Daß du mit diesen Burschen ziehst,“ rief er aus, „ist ein dummer Streich!“
 20 und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu übersehen, obgleich ich ihn nicht sowohl über sah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

25 „Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!“ das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „„Dein Bestreben,“ sagte er, „deine
 30 unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält

man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicherweise, eh' sich die Gesellschaft von Darmstadt löste, gab es noch Anlaß, Merck's Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Berrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden, man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser, unter offnem Himmel; und unsre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schickslichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und sich immer mehr erhitzenden Freunde suchten Labfal in diesem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wohl in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Skandal auf alle Fälle. Merck schärfte seine Konklusionen, und ich leugne nicht, ich beeilte unsre Abreise.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle, doch schon eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft: wie er genötigt worden, ein herzliches Liebesverhältnis mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deswegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen teilnehmend entdeckte, daß man solchen Empfindungen auch nicht fremd sei, so brach bei ihm das grenzenlose Gefühl der Jugend heraus: seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen, so wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleichstellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wohl ziemt, durch mäßige Rede ins

Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir schöne Zimmer
 5 eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: „Nun aber ist aus
 10 solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vernichten wir diese Gefäße!“ und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck
 15 am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gefellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

20 Nachdem die nunmehr als englisch angesprochenen Gläser unsre Zechen verstärkt hatten, eilten wir nach Karlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft
 25 über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch be-
 30 deutend zu sein.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortreflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen

Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen tätig und bewandert, wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen. 5

Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündnis einzugehen; wie denn auch deshalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemütlichsten, und sie schlossen sich bei der Abschieds-Audienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen. 15

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich teilte ihm die neuesten Szenen des „Faust“ mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte. 20

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermaßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gefellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt, meine Schwester zu sehen, für eine 30

wahrhafte Prüfung. Ich wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Umständen hätte schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen, das
5 Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmut ermangelten.

10 Dazu kam noch, daß eine hohe stark gewölbte Stirn durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwingen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugnis gab. Ich kann
15 mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Teil ihres Gesichtes mit Vocken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgnis, andern
20 zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Übel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Konzerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

25 Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indes ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester, nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine teilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche
30 Geistesbildung, schöne Kenntnisse so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem diesem ist noch ein Wunderbares zu offen-

baren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wezlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene und, bei seinem strengen gewissenhaften Wesen, vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen, die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereuen ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasierte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Äbtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Über weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigentümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu genieren; weswegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehen, immer mannigfaltig,

frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühle heran, sich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernststen Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

10 Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das ernsteste eine Trennung von Vili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schloffer, nach
15 seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogtum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermutung
20 hierüber eröffnen, so war der wackere Schloffer, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als
25 naher Mitarbeiter wünschenswert. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Karlsruhe kam nicht zu stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen,
30 dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise deuchte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Überzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester

mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amts herrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längstvertrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir auß ernsteste eine Trennung von Vili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich-tätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und ausermählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Vilis Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwägiger Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zu traute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit

dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt: denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf
5 nimmt.

Das einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfluss bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet,
10 in das wir zu treten gewillet sind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhältnis, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Tore des Schwertes genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich
15 sage von dem Tore des Gasthauses, denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Ravatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmutig ohnegleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken.
20 Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsre nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Teil dieses seltsamen
25 Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt, oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wohl als genial-empirisch, als methodisch-kollektiv ansprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältnis. Ravater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Teil-
30 nehmern; schon hatte er auf seiner Rheinreise so viel bedeutende Menschen porträtieren lassen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werkes zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Eben so verfuhr er mit Künstlern; er rief einen jeden auf, ihm für seine

Zwecke Zeichnungen zu senden. Sie kamen an und taugten nicht entschieden zu ihrer Bestimmung. Gleichweise ließ er rechts und links in Kupfer stechen, und auch dieses gelang selten charakteristisch. Eine große Arbeit war von seiner Seite geleistet, mit Geld und Anstrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Physiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt, sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte: alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöscht werden. Es war für mich, der, eh' er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der penibelsten Aufgaben, die meiner Tätigkeit auferlegt werden konnte. Man urteile selbst. Das Manuskript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, alles zu tilgen, was mir mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was mir beliebte; wovon ich freilich sehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzig Mal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Kontrovers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte; weswegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Physiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchliest, mag bedenken, welches Interesse unser Zusammensein gehabt habe, indem die meisten der darin vorkommenden Blätter schon gezeichnet und ein Teil gestochen waren, vorgelegt und beurteilt wurden und man die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden könnte.

Geh' ich das Lavaterische Werk nochmals durch, so

macht es mir eine komisch=heitere Empfindung; es ist mir, als sähe ich die Schatten mir ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber, so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderbar fordernden Physiognomisten und mußte deshalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegierten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gefellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräßlichen Übermut auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber, und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „Ich weiß nicht, was ihr alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Hercules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber

wie es mit euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt.“

Seit der Reise Savaters an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen. 5

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Bimmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmutig eine Vorstadt, theils in aneinander geschlossenem, theils einzelnen Häusern, halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten. 15 20 25

Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntre Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so 30

lange gezügert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

5 Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der
10 Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Übersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man
15 übersah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Dimmat, so wie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links einen Teil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannig-
20 faltigkeit von abwechselnden Berg- und Talufern, Erhöhungen, dem Auge unsäßlichen Mannigfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem diesen, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamen man sich getraute, mit größter Sehnsucht
25 zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche, was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch teilnehmend, und wir schieden als die besten
30 Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Überhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe, mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst,

daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art, sich zu benehmen, noch nichts ausgesprochen.

Überhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, 5 gleichsam signalisieren, als wenn sie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise; und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar 10 als stolz oder demütig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möcht' ich mich damit entschuldigen, daß Bodmers ehrwürdige Person, in Worten geschildert, keinen gleich günstigen Eindruck machen dürfte. Glück- 15 licherweise existiert das Bild nach Graff von Hause, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchst 20 erwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformierten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht 25 von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmutige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhaftes Augen. Im Ganzen eine teilnehmende mäßige Geschäftigkeit.

Raum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße 30 gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag tat, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle.

Indes ich mit Savatarn die nächsten und wichtigsten
 Gegenstände durchgesprochen und wir unsre gemeinschaft-
 lichen Angelegenheiten beinah erschöpft hatten, waren
 meine muntern Reisegefährten schon auf mancherlei Wegen
 5 ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend
 umgetan. Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft um-
 fangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden
 Besitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte
 daher, in Abwesenheit jener, mich um so eher in die Gebirge
 10 zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter
 Ruhe und auf meine eigne Weise diese längst ersehnte Wan-
 derung zu vollbringen. Wir schifften uns ein und fuhren
 an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glück-
 15 lichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
 Saug' ich aus freier Welt:
 Wie ist Natur so hold und gut,
 Die mich am Busen hält!
 20 Die Welle wieget unsern Rahn
 Im Rudertakt hinauf,
 Und Berge, wolfig himmeln,
 Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
 25 Goldne Träume, kommt ihr wieder?
 Weg, du Traum! so gold du bist:
 Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
 Tausend schwebende Sterne,
 30 Weiche Nebel trinken
 Rings die türmende Ferne;
 Morgenwind umflügelt
 Die beschattete Bucht,
 Und im See bespiegelt
 35 Sich die reisende Frucht.

Wir landeten in Richterswyl, wo wir an Doktor Hoze durch Savater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehn an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Savaters Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet. 5

Aufs beste bewirtet, aufs anmutigste und nützlichste auch über die nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindeleggi wieder hinabsteigen sollten, lehrten wir uns nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen. 10

Wie mir zu Mute gewesen, deuten folgende Zeilen an, wie sie, damals geschrieben, noch in einem Gedichtheftchen aufbewahrt sind: 15

Wenn ich, liebe Eli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Eli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

20

Ausdrucksvoller find' ich hier diese kleine Interjektion, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Mut nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortgeschritten, hatten uns eingeholt; wir ließen sie begrüßend vorbei, und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmutig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durch- 25 30

aus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden baumlosen Tale die prächtige Kirche hervorstehen, das Kloster, von weitem ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannigfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen sichtlich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor intrustiert und so viel als möglich zu einer anständigen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Scharen mit großer Beschwerlichkeit heranzupilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Herzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein grenzenloses Bedürfnis der Menschheit nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener Erste im tiefsten Gefühl und sicherster Überzeugung gehegt und genossen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche, reich und imposant genug, vor allem lebensgroße, wohl gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt altertümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmieds-

arbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern altertümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefügten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit verteilt und gegen einander gestellt — genug, ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck künstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüt zur Anwendung geneigt: man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Vili auf die hellglänzenden Boeden aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Szene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemütvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe wert, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitztümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Curiositäten- und Naturalienkabinett. Ich hatte damals von dem Wert solcher Dinge wenig Begriff: noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nötigte mich der herumführende Geistliche, einem fossilen, von

Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen
 Schiefertön wohl erhaltenen kleinen wilden Schweins-
 kopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz
 wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft
 5 geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Nap-
 perswyl gefunden, in einer Gegend, die, morastig von
 Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nach-
 welt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas
 10 ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der
 Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes
 Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen
 Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von
 dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen,
 15 daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den An-
 blick immer wiederholen zu können — es mag noch so
 viel Zeit dazwischen verfließen — nicht wieder loswerden.
 Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß
 ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu
 20 einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juni 1775, denn hier find' ich zuerst das
 Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg
 an; wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden,
 und zwar in vollkommener Einsamkeit und Öde. Abends
 25 drei Viertel auf Achte standen wir den Schwyzer Hacken
 gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mäch-
 tig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen
 zum erstenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln
 hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich
 30 füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehblichen Schluch-
 ten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch
 und mit mutwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von
 Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe
 sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn

Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregte; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeisterte. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den „Werther“ schrieb, einen jüngern 5
Freund, der sich schon an dem Manuskript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Pläne bildend, im 10
Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend — dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wußte, stünde nicht im Tagebuche: „Nachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht.“ 15

Den 17ten Morgens sahen wir die Schwyzer Haden vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnen- 20
schein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmutig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust; wie ihm auch sei, jetzt zwischen die Ruinen hat 25
sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb Achte standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Kapelle, am Kloster vorbei, im Wirtshaus zum Ochsen.

Den 18ten Sonntags früh die Kapelle vom Ochsen 30
aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem kalten Bad oder zum Dreischwestern-Brunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, diesmal uns doppelt unangenehm: als die Aussicht hin-

dernd und als niedergehender Nebel nezend. Aber als sie hie und da aus einander rissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen
6 ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel
10 besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirtshausstüre zurück und stellten uns an gebadenen Fischen und Ciern und genugsamem Wein wieder her.
15 Wie es denn nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr; das Glockengebimmel der Kapelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Rüstchen, in der Ferne Waldhörner — es waren wohlthätige, beruhigende,
20 einlullende Momente.

Am 19ten früh halb Sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Tiznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirtshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei
25 Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aussprang und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Taten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschloß.

30 An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die, steil bis in das Wasser hinabreichend, uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerforschlichen, stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder

Trauer ist bloß den Personen zugebracht, die heute auf dem Bettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen, und die 5 Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirg, in das sie hineinstrebten.

Am 20sten brachen wir nach Amsteg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schroffern Felsklüften hervordrang und das frische 10 Schneewasser über die reinlichen Riesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht, die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe 15 Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten 20 sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten 25 uns von diesem wunderbaren Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben 30 Nichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wassen, wo wir, uns mit dem roten, schweren, sauren lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit

vielen Zucker das Ingredienz ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte. Der Wirt zeigte schöne Kristalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.

Den 21sten halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging: was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsternis hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Über dem reinlichen Örtchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen schützte. Die grünen Wiesen des Tales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und

mein Reisegefährte tat sich nicht wenig zu gute auf die Überraschung, die er so glücklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse, und die exaltierten jungen Leute ließen sich einen leidlichen Wein trefflich schmecken, um ihr Behagen noch 5 mehr zu erhöhen und ihren Projekten einen phantastischeren Schwung zu verleihen.

Den 22sten halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Thal ins steinichte 10 Viviner Thal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeisührend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Öde, wo man weder die 15 Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannigfaltigen Wasserfall, der, gerade in dieser 20 Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt, bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen 25 Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange, so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch

Durch das leichte Klaffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüstigen Frauensperson an der Thüre freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sei, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfnis. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brot, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Überraschungen des Tags wieder aufgenommen, und der Freund tat sich höchlich darauf zu gute, daß alles so wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sei, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im

15 stande.

Bei spät eintretender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft, sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären, ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar stark sei der wechselseitige Warentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfortwährende Expeditionswechsel setze ihn mit den ersten Handelshäusern in Verhältnis. Er steige oft nach Mailand hinab, komme seltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häusern, welche das Postgeschäft dieser Hauptstraße zu besorgen hätten, zum öftern junge Leute zugesandt würden, die

20

25

30

hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfällen bekannt werden sollten.

Unter solchen mannigfaltigen Gesprächen ging der Abend hin, und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas 5 kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den 10 Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelassen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und 15 schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtnis unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat mutig zu mir und begann: „Was sagst du zu der Erzählung unsres geistlichen Wirts von 20 gestern Abend? Hast du nicht, wie ich, Lust bekommen, dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich sein und mühelos; und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde 25 das für eine Lust sein! Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat seit Kenzlers Reisen so viel davon gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann.“ 30

„Ist dir's nicht auch so?“ fuhr er fort. „Du sitzt gerade am rechten Fleck; schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Mut, hinabzuspringen. Geh voran ohne weiteres, in Airolo wartest du auf mich; ich komme mit

dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abschied genommen und alles berichtigt habe."

So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was soll da viel Bedenken!" rief jener. „Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen; Credit wird sich finden, mir sind von unsern Messen her dort mehr als ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. Geh! sagte ich; mach' alles zum Abschied fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor, als wenn der Mensch in solchen Augenblicken keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwertes, voller freundlichen einheimischen Aussichten, und, sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfassen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet sein:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Vili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Bände,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Vili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
 Und zum Walde kehrt,
 Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
 Noch ein Stückchen des Fadens nach:
 Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
 Er hat schon jemand angehört.

5

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen
 Stelle wegstäme und der mit dem reiftragenden Boten
 heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit
 fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Vater und
 wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade
 zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte
 mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und An-
 hänglichkeit an mich, blieb er eine Zeitlang eine Strecke
 zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder
 zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Be-
 schlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

10

15

Von dem Herabstieg sag' ich nichts weiter, als daß wir
 jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Ge-
 sellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zu-
 sammengestürzt fanden und nun, da wir einen Umweg
 durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen
 Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustauen und zu
 bewundern hatten.

20

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wande-
 rung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich
 solche früher ausgedacht und mit liebevoller Arglist mich
 an Ort und Stelle zu überraschen gehofft haben. Des-
 halb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich
 aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhal-
 tender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserem
 Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens
 in seinen satzlichen charakteristischen Einzelheiten fest-
 zuhalten.

25

30

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Rütznacht, wo wir, landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende
 5 Tellenkapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Eben so fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur
 10 einiger im Gasthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher, in die Fensterflügel eingefügter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihltal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, be-
 15 suchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs freundlichste und schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer
 20 zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ghe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabsteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche, durch Zeichnen und Skizzieren der Gegend etwas
 25 abzugewinnen. Die Gewohnheit, von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie fixieren, mir ein sichres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Sonst nur an
 30 beschränkten Gegenständen mich einigermaßen ühend, fühlt' ich in einer solchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nötigten mich zu einem wunderbaren Hilfsmittel: kaum hatte ich einen inter-

effanten Gegenstand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere 5 Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stol- 10 berge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gestehen wir überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur ein- 15 zutreten glauben; welchen Wahn man damals um so eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Untersuchung der Pässe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sei draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause. 20

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemütern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Lokal ansahen, ihre frische Jünglings- 25 natur zu idyllisieren. Hatten doch Gessners zarte Gedichte so wie seine allerliebsten Radierungen hiezu am entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Äußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am allerersten zu qualifizieren. Schon unterwegs wollten 30 dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden,

stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers, war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht leugnen, daß ich mich, im klaren See zu baden, mit meinen
5 Gesellen vereinte, und, wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchteten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Argerniß daran.

Die guten harmlosen Jünglinge, welche gar nichts
10 Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert, dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie wussten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für
15 gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt, dies einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie ver-
20 ließen daher die allzu taghaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien, einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen
25 in das düstere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt, um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den
30 schäumenden Stromwellen entgegenzusetzen; dies geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Szene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem oberen stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß, ob von wenigen oder mehreren, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen, Überraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten, als lebenslustige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Savatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Skandal in einer gesitteten, wohlgeordneten Gegend anrichtete.

Der geistliche Freund jedoch, wohlverstehend, solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dies auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reisen, welches in dem sechzehnten Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt ist, habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht. Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darstellt, gleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflegt, so waren die Schweizer deshalb sehr unwillig, und ich unterließ die intentionierte Fortsetzung, welche das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen

darstellen und dadurch gewiß den Menschenkennern willkommen sein sollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavatern, dessen Gastfreundschaft ich wieder ansprach, die meiste Zeit ganz
5 allein. Die Physiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer sich vermehrenden Lasten auf den Schultern. Wir verhandelten alles den Umständen nach gründlich genug, und ich versprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Teil-
10 nahme.

Hierzu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine schnelle Fassungskraft, mehr noch das Gefühl der willigsten Bildsamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Physiognomien zergliederte,
15 nicht in meinem Wesen. Der Eindruck, den der Mensch beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältnis zu ihm; obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, gesellt zu dem Leichtsinne der Jugend, eigentlich immer vorwaltete und
20 mich die Gegenstände in einer gewissen dämmernden Atmosphäre schauen ließ.

Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußte ich mir denn gefallen lassen,
25 Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher tat dies notgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spio-
30 nieren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht

leugnen, daß es in Savaters Nähe gewissermaßen bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einigem Scharffinn gar leicht erraten konnte. 5

Wer eine Synthese recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht, zu analysieren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimiert. Wie Savater sich hiebei benommen, sei nur ein Beispiel 10 gegeben.

Sonntags, nach der Predigt, hatte er als Geistlicher die Verpflichtung, den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich z. B. diesen 15 Sonntag die Aufgabe, keine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich auszuliegen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben beim Niederlassen der Gabe entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte 20 mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war, mich zum Menschenmaler zu qualifizieren?

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich 25 veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältnis gelangte. Und so sind nachstehende Äußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unsern aus einander strebenden Rich- 30 tungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. Ich vergewärtigte mir ihn mehrmals, und so entstanden diese

Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird.

Savater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte
5 nichts Ideelles als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen so seltenen und seltsamen Mann am ersten aufklären.

Seine „Ausichten in die Ewigkeit“ sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins, unter
10 leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomie ruht auf der Überzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugnis von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle.

15 Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er bei seinem scharfen Blick solchen Wesen die Unmöglichkeit, lebendig organisiert zu sein, nur allzu sehr ansah und sie daher ins Fabelreich, ja in das Reich des Monstrosen verwies. Seine unaufhaltsame Neigung,
20 das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er; deswegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handlungsweise niemals entdecken konnte.

25 Nicht leicht war jemand leidenschaftlicher bemüht, anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbesserung anderer, so war dies doch keineswegs das Beste, worauf
30 er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu tun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen,

kopieren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genügt.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Noteriesprache geschrieben, die man kennen muß, um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen; wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkommliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem „Pontius Pilatus“ mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines

eigenen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte.

- 5 Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Überzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heutzutage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden
10 Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltjames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werte der durch Christum
15 wieder hergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, wozu
20 uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Ausichten in die Ewigkeit“, welche indes dem größten Teil der Zeitgenossen sehr wunderbarlich vorkommen mochten.

- Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles
25 Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugeteilt hatte. Denn wie der Probierstein durch Schwärze und rauchglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am geschicktesten ist, so
30 war auch er durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharf-zarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Überlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten

einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Savaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Savater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtnis, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch mit seinen mannigfaltigen Bestrebungen nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugnis. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinn-

lichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

- 5 Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgibt, um hinterdrein im Buche zu sagen,
10 daß diese und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sei. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil anderer; allein es beweist auch, daß ihn seine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen, als sich in ihnen Lust und Licht zu machen.
15 Eben daher konnte er niemals auf Resultate losgehn, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als solche in späterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von gewissen Linien und Zügen, ja Warzen
20 und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehen. Es waren darunter Bemerkungen zum Entsetzen; allein es machte keine Reihe, alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen oder eine Rück-
25 weisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herz-
30 lichsten geistreichsten Einzelheiten jederzeit ersetzen.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zustände bezüglich, hier am rechten Orte eingeschaltet stehen.

Niemand räumt gern andern einen Vorzug ein, so lang' er ihn nur einigermaßen leugnen kann. Naturvorzüge aller Art sind am wenigsten zu leugnen, und doch gestand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber schien auf einmal 5 eine andere Welt aufzugehen: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzutun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte diese Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in seiner Physio- 10 gnomik mußte notwendig auf eine allgemeinere Verteilung der Geistesgaben aller Art hinweisen; das Wort Genie ward eine allgemeine Forderung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, daß, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber 15 jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche, durch Handeln und Tun, Gesetz 20 und Regel gibt. Damals manifestierte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und Tat alle geregelten 25 Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Genie- 30 reise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. Jüngere lebhaftere, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Grenzenlose; ältere verständige, vielleicht aber talent- und geistlose, wußten dann mit höchster Schadenfreude

ein gar mannigfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publikums lächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert, mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten als durch den Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Beiworte, Phrasen zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben verbreiteten sich unter der geistlos nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindringen und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Notwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüte der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neu gegründete Sinn fürs Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Irrschritten kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagesmaxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater gesehen; des-

halb wir denn, weil die schweren und teuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unsrer Leser gleich zur Hand sein möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf beide beziehen, aus dem zweiten Teile gedachten Werkes und dessen dreißigstem Fragmente Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen. 5

Die Jünglinge, deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung saßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt. 10

Ich kannte sie sonst, die edeln — und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntnis ihren Charakter zu beobachten und zu beschreiben. —

Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen. —

Erstlich des Jüngeren. 15

Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren! das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! Es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um fest zu stehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen. 20

Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine festgewölbte, hart gebogene; — kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebürg der Stirn; keine Härte; keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Mut — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Überlegung, oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raïsonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitsinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffenen Wahrheit . . . Ewiger 30 35

Schweber! Seher! Idealisierer! Verschönerer! — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartzermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige!

5 der mit gemäßigtem „Sonnendurst“ in den Regionen der Luft hin und her walt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes“ Fluten sich taucht, und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher“ — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers!

10 seine Stirn und Nase nicht Mut des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des Streit wiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elefanten . . .

Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, unedige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser

15 Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Teil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemanden als ihm selber schadet. Die Mittel-

20 linie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edlen Menschen. Im Bogen der Augenlider und im Glanze der Augen sitzt

25 nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnellste Empfinder, Ergreifer Homers; nicht der epische, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, alles in Heldengestalt zaubert, alles vergöttlicht. — Die halblichtbaren Augenlider, von einem solchen Bogen, sind immer

30 mehr feinfühlender Dichter als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten, als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfinden-

35 der, ungelernter, innerer Güte und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit dürstender Lebendigkeit. Es kann

nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenstand, der ein naheß Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der 5 Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut. —

Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasser des alles erschaffenden und alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des Blöden, nicht die gelbe des Harten und Zähnen; nicht 10 die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so unter einander wallend, so glücklich gemischt wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besondern Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstößt und leicht zurückgestoßen wird. 15 Großmut und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. — Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, 20 Gefühl von Kraft und Schwäche scheinen so allzudurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst mutige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden All lebenswürdig 25 verdammert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Fläche der Brust, die weiße faltenlose Stirn und noch verschiedene 30 andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßiget und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch 35 offenbar wird, daß der mut- und feueervolle Poet, mit allem seinem unaffectierten Durste nach Freiheit und Befreiung,

Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edlen, von aller Affektation reinen Simplicität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Michtgeföhle seines äußerlichen Adels! Nichts von der unaussprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet. —

Doch, wer will ein Ende finden, von einem guten Menschen, in dem so viele reine Menschheit ist, alles zu sagen, was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!

Beschreibung des Älteren.

Was ich von dem jüngern Bruder gesagt — wie viel davon kann auch von diesem gesagt werden! Das Vornehmste, das ich anmerken kann, ist dies:

Diese Figur und dieser Charakter sind mehr gepackt und weniger gedehnt als die vorige. Dort alles länger und flacher; hier alles kürzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort alles lockerer, hier beschnittener. So die Stirn; so die Nase; so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie! Nicht die auffallende Offenheit; mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, eben dieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit allem, was Ränk' und Lücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfnis der Freundschaft und Freiheit; dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle gute, weise, einsältige, kraftvolle, berühmte oder unberühmte, gekannte oder mißkannte Menschen; — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Beratschlagungen; mehr durchsetzenden Mut, der sich besonders in den stark

vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der produktiven Kraft des andern. Aber dennoch, wiewohl in tiefern Regionen, lebendig, richtig, 5
innig. Nicht das lustige, in morgenröthlichem Himmel dahin schwebende, Gestalten bildende Dichtgenie. — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende 10
Laune; drolligter Satyr; Stirn, Nase, Blick — alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außenher einsammelt, sondern von innen heraus wirkt. Überhaupt ist alles an diesem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, stürmender! — 15
Nirgend's Plathheit, nirgend's Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirne, dieser Gedrängtheit von allem — diesem Blick sogar — untrügbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke; Drang der Menschheit; Ständigkeit; Einfachheit; Bestimmtheit! — 20

Nachdem ich sodann in Darmstadt Mercken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine 25
Mißbilligung, daß ich nicht nach Virolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im mindesten beweisen 30
konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Vili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen 35

uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so notwendiger, ja tunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche
5 Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise aus einander Ge-
10 zogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage
15 sich wieder herzustellen schienen, aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster, verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Eili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl, aus Nei-
20 gung zu mir, alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

25 Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicher zu gewinnender Zustand als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber
30 ich leugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbiethend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem ver-

ständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Aus-
 führung denselben Text. „Gut,“ sagte sie, „wenn ihr's
 nicht vermeiden könntet, so müßtet ihr's ertragen; der- 5
 gleichen muß man dulden, aber nicht wählen.“ Einige
 Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Tagen, alle
 Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt;
 in ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die
 das alles überwältigt hätte. 10

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden, sich allein zu begegnen; aber herkömmlicherweise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich 15
 näher erkläre.

Gestehen wir im allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Vili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung 20
 und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergötzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung. 25

Wahrhaft Liebende betrachten alles, was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen. 30

Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß
5 keiner einen gewissen Anteil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und
10 allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes.

Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im
15 Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätzeln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem allen anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde ge-
20 sprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verpottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Ärger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so
25 vieler Jahre auf eine Zeitlang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung ver- säumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Beste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.

30 Doch! wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Dual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Vinderung in den Zustand eingeleitet wurde.

„Eliß Paß“ mag ungefähr in diese Epoche gehören;

ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur, mit genialer Heftigkeit, das Widerwärtige zu erhöhen und durch komisch ärgerliche Bilder das Entfagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

5

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmut jenes Unglücks aus und sei deshalb hier eingeschaltet.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

10

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

15

Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

20

Die Oper „Erwin und Elmire“ war aus Goldsmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Ähnliches bevorstehe.

25

Schon früher hab' ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet, und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Anregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus

30

nichts Überspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, alles war lebendig, mit-
5 gefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können,
10 welcher jene erste, ihm anmutig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das klügste und tätigste abzuwenden. Diese Staatsdame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte,
15 wollte ihn keineswegs anmuten.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht eifrig fort. Der junge Rechts-
freund, so wie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da
20 nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicherweise trafen meine Richtungen mit des
25 Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene Freude an der Gunst, die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen
30 von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen durst' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im „Göz von Berlichingen“ das Symbol einer bedeutenden Weltepoché nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der

- Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. Im „Götz“ war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sei der wohlvollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im „Egmont“ waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das lebhafteste unterhalten, was zu tun sei, was ich tun wolle, daß ihm dies so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen. 5 10

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte, Bili mir zuzueignen, meine ganze Tätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing also wirklich „Egmont“ zu schreiben an, und zwar nicht wie den ersten „Götz von Berlichingen“ in Reih und Folge, sondern ich griff nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscenen an, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner lässlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es ist nicht übertrieben, Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte. 15 20 25

Zwanzigstes Buch

So fuhr ich denn am „Egmont“ zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackern Künstlers über manche böse Stunden hin- 30

weg, und ich verdankte hier, wie schon so oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen.

5 Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reise ins nördliche Deutschland zurück; er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfnis, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann, dessen
10 leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angenehmes Unterkommen. Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen und Wohlstand; das treue deutsche
15 Verfahren, womit er Landschaften, nach der Natur zeichnend, in Gouache- und Olfarbe glücklich ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste
20 Grund und Boden; Grimm, schon einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreisen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen und so manches Gute geleistet und vorbereitet.

25 Boucher und Watteau, zwei wahrhaft geborne Künstler, deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Sinn der Zeit, doch immer noch höchst respektabel gefunden werden, waren der neuen Erscheinung geneigt und selbst, obgleich nur zu Scherz und Versuch, tätig eingreifend.
30 Greuze, im Familienkreise still für sich hinlebend, dergleichen bürgerliche Szenen gern darstellend, von seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften leichten Pinsels.

Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent

sehr wohl aufnehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tische, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit, und besonders dem Kunstfreund sein Geschick, alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmütige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demut, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt, empfahl er sich bald in höhern Kreisen und war besonders in dem freiherrlichen von Steinischen Schlosse zu Nassau an der Bahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend.

Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werthern nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zutätig war, so förderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Übung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unerlässlich, denn er sieht in diesem das Komplement seines eigenen Daseins; die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Übung gelang

mir wohl ein Umriss, auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was ich in der Natur vor mir sah; allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriss Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes
5 Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dantes Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

10 Durch Lavaters physiognomische Gezei — denn so darf man die ungestüme Anregung wohl nennen, womit er alle Menschen nicht allein zur Kontemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder
15 pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nötigen bemüht war — hatte ich mir eine Übung verschafft, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Ähnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die
20 Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er
25 landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmutig wußte
30 er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Bild stellte den Kapellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freund-

lich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmutigen Töchtern als sich selbst zuliebe, rauhgestaltete Felspar-
 tien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer
 und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah
 die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmutigen
 Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen
 Manne sollte man Vertuch erkennen, dessen ernste Ab-
 sichten auf die Älteste nicht geleugnet wurden, und Kraus
 nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann
 auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester
 zu beziehen wagte.

Vertuch, als Zögling Wielands, hatte sich in Kennt-
 nissen und Tätigkeit dergestalt hervorgetan, daß er, als
 Geheimsekretär des Herzogs schon angestellt, das Aller-
 beste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wielands
 Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmütigkeit war durchaus die
 Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vor-
 sätze ward schon ausführlich hingedeutet und die Wirkung
 des „Merkur“ durch Deutschland besprochen; gar manche
 Namen in literarischer, staatsgeschäftlicher und geselliger
 Hinsicht hervorgehoben und in solchem Sinne Musäus,
 Kirms, Berendis und Rudicus genannt. Von Frauen
 war Wolfs Gattin und eine Witwe Kokebue, mit einer
 liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, nebst
 manchen andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet.
 Alles deutete auf ein frisch tätiges literarisches und
 Künstlerleben.

Und so schilderte sich nach und nach das Element,
 worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken
 sollte; einen solchen Zustand hatte die Frau Obvor-
 münderin vorbereitet; was aber die Ausführung wich-

tiger Geschäfte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Überzeugung, der Tatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten greulichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Tätigkeiten. Das in 5 Stocken geratene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch kostspielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlust gerade sehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie so vieles andere, regte einen edlen Gemein- 10 sinn auf. Man blickte nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannigfaches Gute zu fördern berufen sein könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und leb- 15 hafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu sein, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr mäßige, zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön 20 gelegenen wohleingerichteten Landhäuser Ettersburg, Belvedere und andere vorteilhafte Lustsitze Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung, auch in diesem damals zur Notwendigkeit gewordenen Naturleben sich produktiv und angenehm tätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der 25 Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Über sinnlichen zu nähern gesucht; erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen; ferner durch Zusammen- 30 ziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und

wider wanderte, suchte, sich umfah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestierte und deshalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles, was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den notwendigen Elementen unfres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

* Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Teile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studierte, gehörten auch die Ereignisse, welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen, und als Hauptfigur, um

welche sich die übrigen am glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen
5 Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist.

10 Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (*attrattiva*) und so die Gunst des Volks, die
15 stille Reigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Teilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der
20 Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Neze der Staats-
25 klugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehasste triumphiert, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen
30 werde, dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen und, weil ich

nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene, welche hiedurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Rätsel zu lösen und die Sache schließlich abzutun gesucht, welches ihnen auch fernerhin unbenommen bleibe.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipso.

Von diesen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch seltsame Ereignisse, wenigstens mit einem dämonischen Schein begleitet, bevorstanden. Ich war von dem Gipfel des
5 Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gekehrt, weil ich Vili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.
10

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerte Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halboorsatz als durch
15 Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, einer soll aus schließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hause führen.
20

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung gibt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Vili mit Überzeugung Verzicht getan, aber die Liebe
25 machte mir diese Überzeugung verdächtig. Vili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zerstreunende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die
30 Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück, und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten

Personen ein unleidliches Fegeseuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Bili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei. 5

Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich weimarische Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte. 10 Von seiten jener Herrschaften hatte sich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenschaftlichem Danke erwiderte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem ersten Augenblicke an; meine Verehrung gegen die Prinzessin, 15 die ich schon so lange, obgleich nur von Ansehn kannte; mein Wunsch, Wielanden, der sich so liberal gegen mich betragen hatte, persönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine halb mutwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Be- 20 weggründe genug, die auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben sollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Bili flüchten mußte, es sei nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichsten 25 Kunst- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis vorzüglicher Menschen einlud.

Das junge fürstliche Paar erreichte nunmehr auf seinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich meiningische 30 Hof war zu gleicher Zeit daselbst, und auch von diesem und dem die jungen Prinzen geleitenden Geheimrat von Dürkheim ward ich aufs freundlichste aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weise, es nicht an einem

seltamen Ereignis fehlen möchte, so setzte mich ein Mißverständnis in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die weimarischen und meiningischen Herrschaften
 5 wohnten in einem Gasthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der weimarische Hof lag mir dergestalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildisch genug war, zu glauben, man wolle von meiningischer Seite auch einige Notiz von
 10 mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römischen Kaiser, finde die Zimmer der weimarischen Herrschaften leer, und da es heißt, sie wären bei den meiningischen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dies sei ein Besuch vor Tafel oder man speise
 15 vielleicht zusammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal setzt sich die weimarische Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein sie geht nicht etwa in ihre Gemächer, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wagen, und ich finde mich eben allein auf der
 20 Straße.

Anstatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzutun und irgend einen Aufschluß zu suchen, ging ich, nach meiner entschlossenen Weise, sogleich meinen Weg nach Hause, wo ich meine Eltern beim Nachtsche fand.
 25 Mein Vater schüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich so gut als möglich zu entschädigen suchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater sich geäußert, er wundre sich höchlich, wie ich, doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, nicht einsehen wollte, daß
 30 man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beschämen gedächte. Aber dieses konnte mich nicht rühren: denn ich war schon Herrn von Dürckheim begegnet, der mich, nach seiner milden Art, mit anmutigen scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte. Nun war ich aus meinem

Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zuge dachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher so freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, so ward folgendes 5 verabredet. Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Kavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwar te, werde an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen, ich solle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar sogleich abzureisen. Der heitere und gnädige 10 Abschied, den ich von den jungen Herrschaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute machten mir diese Reise höchst wünschenswert, wozu sich der Weg so an genehm zu eb nen schien.

Aber auch hier sollte durch Zufälligkeiten eine so 15 einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenschaftlich keit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden: denn nachdem ich überall Abschied genommen und den Tag meiner Abreise verkündet, sodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergessen, erwartete 20 ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältnisse bringen sollte. Die Stunde verging, der Tag auch, und da ich, um nicht zweimal Abschied zu nehmen, und überhaupt, um nicht durch Zulauf und Be such überhäuft zu sein, mich seit dem besagten Morgen 25 als abwesend angegeben hatte, so mußte ich mich im Hause, ja in meinem Zimmer still halten und befand mich daher in einer sonderbaren Lage.

Weil aber die Einsamkeit und Enge jederzeit für 30 mich etwas sehr Günstiges hatte, indem ich solche Stun den zu nutzen gedrängt war, so schrieb ich an meinem „Egmont“ fort und brachte ihn beinahe zu stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu

diesem Stück gewann und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm
 5 aber auch nötig: denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgespenst; welches er mir zwar nur indirekt zu
 10 verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hoftreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre
 15 schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar anfangs am Glauben fest, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden, und schrieb,
 20 wenn auch nicht ohne innere Agitation, am „Egmont“ rüstig fort. Und diese Gemütsstimmung mochte wohl dem Stück selbst zu gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können.

25 So vergingen acht Tage und ich weiß nicht wie viel drüber, und diese völlige Einkerkierung fing an, mir beschwerlich zu werden. Seit mehreren Jahren gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselver-
 30 hältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war, mich ihr zu nähern, gewaltjam zu sich forderte — alles dieses fing an, mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungs-

kraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische
 Produktionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden
 drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich
 gewesen, zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel
 gehüllt, schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern 5
 meiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte
 nicht, auch an Vilis Fenster zu treten. Sie wohnte im
 Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren
 niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß
 die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte 10
 ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied „Ach,
 wie ziehst du mich unwiderstehlich!“ das nicht ganz
 vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir
 scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich
 konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das 15
 Ohr so nahe angebrückt, wie nur das auswärts gebogene
 Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah
 ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie
 aufgestanden war; sie ging hin und wider, aber ver-
 gebens suchte ich den Umriss ihres lieblichen Wesens durch 20
 das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich
 wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwer-
 lich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung,
 was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen
 machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe 25
 zu verlassen.

Noch einige Tage verstrichen, und die Hypothese
 meines Vaters gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit,
 da auch nicht einmal ein Brief von Karlsruhe kam, welcher
 die Ursachen der Verzögerung des Wagens angegeben 30
 hätte. Meine Dichtung geriet ins Stocken, und nun
 hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe, von der
 ich innerlich zerarbeitet war. Er stellte mir vor: die
 Sache sei nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer sei

gepact, er wolle mir Geld und Credit geben, nach Italien zu gehn; ich müsse mich aber gleich entschließen, aufzubrechen. In einer so wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein: daß, wenn zu einer
5 bestimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sei, ich abreisen, und zwar zuerst nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, sondern nunmehr durch Graubünden oder Tirol über die Alpen gehen wolle.

10 Wunderbare Dinge müssen freilich entstehen, wenn eine planlose Jugend, die sich selbst so leicht mißleitet, noch durch einen leidenschaftlichen Irrtum des Alters auf einen falschen Weg getrieben wird. Doch darum ist es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie
15 gewöhnlich erst einsehen lernen, wenn der Feldzug vorbei ist. Im reinen Geschäftsgang wär' ein solches Zufälliges leicht aufzuklären gewesen, aber wir verschwören uns gar zu gern mit dem Irrtum gegen das Natürlichwahre, so wie wir die Karten mischen, eh' wir sie herum-
20 geben, damit ja dem Zufall sein Anteil an der That nicht verkümmert werde; und so entsteht gerade das Element, worin und worauf das Dämonische so gern wirkt und uns nur desto schlimmer mitspielt, je mehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

25 Der letzte Tag war verstrichen, den andern Morgen sollte ich abreisen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte, zu zürnen, wenn ich unser inniges
30 Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewissen Platz, wo ich, in meinen Mantel gewickelt, eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen

war, sich noch mehr über den verwunderte, den er am Plage fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Beredung und Beratung war nicht zu denken; er wünschte mir Glück zur italienischen Reise, wir schieden, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße. 5

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine verständige, denn ich hatte gehört, der weimarische Freund würde von Karlsruhe über Heidelberg kommen; und sogleich gab ich, angelangt auf der Post, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Kavalier einhändigen sollte; die zweite Ursache war leidenschaftlich und bezog sich auf mein früheres Verhältniß zu Eli. Demoiselle Delph nämlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernstlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werten geduldischen und nachsichtigen Freundin durchschwärzen zu können. 10 15 20

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W . . . sehr wohlgefiel. Die Eltern waren anständig behagliche Personen, die eine Tochter ähnelte Friedriken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und alle die elsassischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckartale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und andern Wunderliches erlebt, aber es war noch alles im Werden, kein Resultat des Lebens hatte sich in mir hervorgetan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. 25 30

Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten

Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere, noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Anteil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise
 5 bald einheimisch, ja notwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verschwägten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delph war eine von den Personen, die, ohne gerade intrigant zu sein, immer ein Geschäft haben,
 10 andere beschäftigen und bald diese bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnüglichen vor-
 15 halten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und teilnehmend, wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen,
 20 und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehn. Planvoll wie sie war, hatte sie dies nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unter-
 25 kommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Kurfürst Karl Theodor nämlich, der für die Künste und Wissenschaften so viel getan, residierte noch zu Mann-
 30 heim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einsichten in dem Kunstfach aus-

bilden; indessen wolle man für mich arbeiten, es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W gewachsen oder erloschen und es rätlich sei, durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen. 5

Dieses alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Bilis Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles andre, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele und beschloß, auf eine sanfte und artige Weise mich loszulösen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen. 10 15

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delph mir ihre Plane, und was man für mich zu tun willens war, im einzelnen dargestellt, und ich konnte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen Eins. Ich hatte nicht lange, aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause hielt. Bald darauf erschien Demoiselle Delph mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. „Da haben wir's!“ rief sie aus. „Wesen Sie, sagen Sie mir, was es ist. Gewiß kommt es von den Weimarischen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht und erinnern sich an unsre Gespräche.“ Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungeru. Ohne den Brief zu eröffnen, sah ich eine Weile vor mich hin. Die Stafette kam von Frankfurt, ich kannte 20 25 30

Siegel und Hand; der Freund war also dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum sollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen sicher angekün-
 5 gekündigten Mann warten, dessen Reise durch so manche Zufälle verspätet werden konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor, ich schämte mich fast meines wunderlichen Seitensprungs.
 10 Nun eröffnete ich den Brief, und alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt; war alsdann Geschäfts wegen über Mannheim
 15 nach Frankfurt gegangen und hatte dort zu seinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Stafette sendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er voraussetzte, daß ich sofort nach aufgeklärtem Irrtum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten wolle, ohne mich in
 20 Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand und Gemüt gleich auf diese Seite neigte, so fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen Reiseplan auf-
 25 gesetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten konnte. In müßigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, sogar auf meiner letzten kleinen Reise im Wagen nichts anderes gedacht. Jene
 30 herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, sammelten sich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünschteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entschieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indes angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernstste Wirtin trat herein. „Was soll ich hoffen?“ rief sie aus. „Meine Beste,“ sagte ich, „reden Sie mir nichts ein, ich bin entschlossen, zurück-
zukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen, 5
sie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und wer soll ihn fassen als der, den er zuletzt angeht?“

Ich war bewegt, sie auch, und es gab eine heftige Szene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burschen 10
befahl, Post zu bestellen. Vergebens bat ich meine Wirtin, sich zu beruhigen und den scherzhaften Abschied, den ich gestern Abend bei der Gesellschaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln; zu bedenken, daß es nur
auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit 15
angesehn sei; daß meine italienische Reise nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeschnitten sei. Sie wollte von nichts wissen und beunruhigte den schon
Bewegten noch immer mehr. Der Wagen stand vor der
Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche 20
Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmonts
ausrief: 25

„Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit
unser's Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt
nichts, als mutig gefaßt die Zügel fest zu halten und bald
rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die 30
Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Anhang



I

Briefe aus der Schweiz

1779

Münster, zwischen Basel und Biel, den 3. Oktober.
Sonntag Abends.

Von Basel erhalten Sie ein Paket, das die Geschichte unsrer bisherigen Reise enthält, indessen wir unsern Zug durch die Schweiz nun ernstlich fortsetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das schöne Birschtal herauf
5 und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birsch, ein mäßiger Fluß, sich einen Weg von Uralters gesucht. Das Bedürfnis mag nachher durch ihre Schluchten ängstlich nachgeklettert sein. Die
10 Römer erweiterten schon den Weg, und nun ist er sehr bequem durchgeführt. Das über Felsstücke rauschende Wasser und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meisten Orten die ganze Breite des Passes, der auf beiden Seiten von Felsen beschloffen ist,
15 die ein gemächlich aufgehobenes Auge fassen kann. Hinterwärts heben Gebirge sanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald steigen aneinanderhängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluß
20 und dem Weg ein, breite Massen sind aufeinander gelegt, und gleich daneben stehen scharfe Klippen abgesetzt. Große Klüfte spalten sich aufwärts, und Platten von

Mauerstärke haben sich von dem übrigen Gesteine losgetrennt. Einzelne Felsstücke sind herunter gestürzt, andere hängen noch über und lassen nach ihrer Lage fürchten, daß sie dereinst gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald spitz, bald bewachsen, bald nackt, 5
sind die Firsten der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber sieht, und an Wänden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine schöne 10
ruhige Empfindung. Große Gegenstände geben der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, ahnet, wie groß sie selbst sein kann, und das Gefühl steigt bis gegen den Rand, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, 15
und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkte sie, was sie sollte. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzuslickern, und unserm Geist 20
durch seine eigne Kreatur Freude und Futter zu bereiten, so sieht man erst, wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte, es sei ihm lange nicht wie das erste Mal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: wenn 25
wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzliches Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich 30
größer, ohne es zu wissen, und ist zum zweitenmale jener ersten Empfindungen nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wach-

tume. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Tal Geduld und Stille.

5 Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Teil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser
10 seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile, groß und einfach zusammen gesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese doch
15 nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, nach ewigen Gesetzen, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein;
20 allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so gibt's
25 gar zierlich ausgehöhlte Höhlen und Löcher, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammen treffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und verwandte Kräuter säumen die
30 Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und von Menschenhänden ist nur der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. Oktober.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf die Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesen höchsten Rücken ist ein merkwürdiges 5 Tal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwenmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das la Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, 10 deutsch das Bergtal hieße. Eh' ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht und wird an jener Seite von den Septmoncelz, 15 an dieser von der Dent de Baulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unsrer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite ein- 20 schließt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählich gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern teilen sich ziemlich gleich in dieses Tal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses 25 die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich la Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Tal, gegen den Fuß der Septmoncelz, liegt der Lac des Rouffes, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall 30 auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen

großen Teil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen die Dent de Baulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite
5 des Tals ist verschieden, oben beim Lac des Rouffes etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständnis des folgenden, wobei ich Sie einen Blick
10 auf die Karte zu tun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Okt. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich nach Mont, einem kleinen zerstreuten Ort, der eigent-
15 licher eine Kette von Neb- und Landhäusern genennet werden mag, durch die Weinberge hinan. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen
20 leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Mont-blanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und
25 wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Widerschein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das
30 Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfang. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Tal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm end-

lich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern 5 Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten 10 das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Türen zu den Backöfen, der ganze Fußboden gebielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, welches gepflastert 15 war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrat und Gerätschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wiesen bereist, hier und da zogen leichte Nebel; wir 20 konnten den untern Teil des Tals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen noir Mont. Gegen Mchte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Teil des Tals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die 25 gegen den See zu etwas sumpfigter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich teils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, teils sind sie in Dörfern näher zusammen gerückt, welche einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wo 30 durch wir kamen, war le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de Baulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorragten. Das Tal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See ver-

deckte, durch ein ander Dorf, le Vieu genannt, die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf und
5 wir kamen gegen den Fuß der Dent de Baulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, seinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees
10 ist wie in einem eigenen kleinen Tal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, welche ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das
15 Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da im Balorbe hervor kommt, wo es den Namen des Orbesflusses führet. Diese Abzüge (entonnoirs) müssen rein gehalten werden, sonst
20 würde das Wasser steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen
25 einen Wegweiser auf la Dent. Im Aufsteigen sahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der noir Mont seine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, westwärts hält ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen Elf
30 und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Tal, konnten in der Ferne den Lac des Rouffes erkennen, und weiter her bis zu unsern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns

rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der
großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man
oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Ge-
danken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein
ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirg- 5
ketten waren unter einem klaren und heitern Himmel
sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen wol-
ligen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nord-
wärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne
glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe 10
aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von
Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen
glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der
Sonne unterworfen, der sie schön rötete. Der Mont-
blanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge 15
des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen
niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war
an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt, zur Linken
in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge
von Solothurn, näher die von Neuchâtel, gleich vor uns 20
einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige
Häuser von Baulion, dahin die Dent gehört und daher
sie den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-
Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen
Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen 25
Nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner An-
blick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen
eines Bahns gibt. Er geht steil und eher etwas ein-
wärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichten-
tal an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das 30
Tal Valorbe genannt, wo man die Urbe aus dem Felsen
kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren
unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das
Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Tal. Ungern

schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen
5 werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Joux, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war,
10 denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Biere langten wir in unserm Wirthshaus an und fanden ein Essen, wovon uns die Wirtin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehemals das Thal
15 Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Kanton Bern, und sind die Gebirge umher die Holzkammer von
20 dem Pays de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet
25 und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig, und ein Erbschollen ist ihnen viel wert. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in
30 einige Vertiefungen eben der Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser

sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfnis der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause läuft ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Über alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, 5 in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern wie durch den ganzen übrigen Kanton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit 10 kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von 15 dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brot und Wein auf und ritten 20 gegen Achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Teil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereist und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. 25 Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinicht, überall liegen große Haufen zusammen gelesen; wieder ist er eines Theils sehr 30 morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinirter; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigene an die

Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (*sujets à la main morte et au droit de la suite*), wovon mündlich ein mehreres, wie auch von dem neuesten Edikt des Königs, wodurch das *droit de la suite* aufgehoben wird, die Eigentümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der *main morte* zu entsagen. Doch ist auch dieser Teil des Tals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Sprengel heißt *le Bois d'Amont*, durch den wir in das Kirchspiel *les Rouffes* kamen, wo wir den kleinen *Lac des Rouffes* und *les sept Moncel*s, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Tals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem *Pays de Vaud* nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserm Tale geschieden; der kahle Gipfel der *Dole* lag vor uns, wir stiegen ab, unsre Pferde zogen auf der Straße voraus nach *St. Sergues*, und wir stiegen die *Dole* hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir *les sept Moncel*s hinter uns, wir sahen noch einen Teil des *Lac des Rouffes* und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der *noir Mont* deckte uns das übrige ganze Tal, höher hatten wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die *Franche-Comté* und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Täler des *Jura*. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir be-

traten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Vex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. 5 Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Sandhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom 10 Lemaner See hatte sich der Nebel schon zurücke gezogen, wir sahen den nächsten Teil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verengt und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich 15 das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem 20 Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Bevey und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis 25 in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crêdo und Mont-vauche, wo das Fort l'Ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht 30 weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die näheren Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß

Chanvan blinken, das vom Neuburgersee links liegt, woraus wir seine Lage mutmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, man ist sich
5 in dem Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht, man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

10 Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern
15 in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen, man gibt da gern jede Prätenſion ans Unendliche auf, da man nicht einmal
20 mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden worauf wir stunden, ein hohes kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch
25 Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, für sich allein, vor unsern Augen in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben
30 und reizten einander wechselseitig, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne, im Weichen, den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang

auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Tal waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuersdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten 5 Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüber glänzte und 10 auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, 15 und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indes unterwegs unsere gespannten Sinnen sich wieder lieblich falten konnten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirtshauses den breitschwimmenden Widerglanz des 20 Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward soviel von den Merkwürdigkeiten der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf 25 eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Gluse und Salenche ins Tal Chamonni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Balorfine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, 30 schien wegen der Jahreszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rat gefragt. Er versicherte, daß man ohne

Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittleren Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rat der Landleute achten wollten, der niemals fehl schlage, so könnten wir
5 mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen. Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tageregisters.

Cluse in Savoyen, den 3. November.

Heute beim Abscheiden von Genf theilte sich die Gesellschaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durch's Pays
10 de Vaud ins Wallis. Wir in einem leichten Rabriolett mit vier Rädern, fuhren erst, Hubern auf seinem Landgute zu besuchen, den Mann, dem Geist, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menschen, die wir angetroffen
15 haben. Er setzte uns auf den Weg, und wir fuhren sodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genfersee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville, zwischen der Mole, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt.
20 Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt schließt sich das Thal an, obgleich noch sehr breit, die Arve fließt sachte durch, die Mittagsseite ist sehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen, wenigstens auf die Nacht, befürchtet, aber die Wolken
25 verließen nach und nach die Berge und theilten sich in Schäfchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm wie Anfang Septembers, und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendrot rosenfarb ins Violette, und diese
30 Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen

wir nach Cluse, wo das Tal sich schließet und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen Berg und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt; die andere 5 mehr in die Fläche des Tals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannigfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, 10 als es im Sommer um neun Uhr zu sein pflegt. In einem schlechten Wirtshaus, bei muntern und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschliefen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

(Abends gegen Zehn.)

15

Salence, den 4. Nov. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet sein, versuche ich das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Tal, das letzte Mondviertel ging 20 vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken 25 zu vergülten. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unsern vom Weg, wo sich eine Felschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der 30 der Ort seinen Ruf hat. Da sahen sich die Leute unter

einander an und sagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Der Stieg ging erst durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestuft worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig, auf der Leiter und Felsstufen, mit Hilfe übergebogener Rußbaumäste und daran befestigter Stricke, hinauf klettern muß; dann steht man fröhlich in einem Portal, das in den Felsen eingewittert ist, übersieht das Tal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meist ebenen Bodens, auf einer Schicht, bald zu einem bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Aflust aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke schiebt eine Aflust abwärts, wo wir immer gelassen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verschiedentlich widerschallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an den wenigsten Orten feucht, auch bilden sich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren wie in der Baumannshöhle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Herausgehen die Pistole los, davon die Höhle mit einem starken dumpfen Klang erschüttert wurde und um uns wie eine Glocke sumnte. Wir brauchten eine starke Viertelstunde, wieder heraus zu gehen, machten uns die Felsen wieder hinunter, fanden unsern Wagen und fuhren weiter. Wir sahen einen schönen Wasserfall auf Staubbachs Art; er

war weder sehr hoch noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalkschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenschein kamen wir hier an, 5 nicht hungrig genug, das Mittagessen, das aus einem aufgewärmten Fisch, Rühfleisch und hartem Brot besteht, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine so stattliche Reisekutsche, wie wir haben; diese geht nach Genf zurück, und ich nehme Abschied von 10 Ihnen, um den Weg weiter fortzusetzen. Ein Maulesel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. Nov. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser, meine Geister ruhen zu lassen. Wir ließen Salenché 15 in einem schönen offenen Tale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen 20 aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. 25 Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lusterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Leichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Tal fing an zu stocken, die Arve 30 schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor

uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtign Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluten die Längen des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossnes, flaches Tal, worin das Dörfchen Servas liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden immer größer, die Natur hat hier mit sanfter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Chamounitale näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniskreuzs am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breiten zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schnee-

gebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an, unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen der's sähe und einen der's beschriebe. 5

Wir sind hier in dem mitttelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logiert, in einem Hause, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen 10 uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aost, besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt' ich nun gerade Lust, Sie auf die 15 Beschreibung der Savoyischen Eisgebirge, die Bourrit, ein passionierter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Weins und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourrits Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich 20 mein Möglichstes tun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast 25 gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich, wie eine Mulde, sich gleich von der Urve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand 30 aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunter kom-

men. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eis-
meer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein
rüstiger junger Bursche, der andre ein schon älterer und
sich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden
5 Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge
sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann ist.
Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren —
so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum ersten-
mal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf
10 bringe; und doch sollten wir alles eben so gut wie im
August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet,
den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eis-
meers überraschte. Ich würde es, um die Backen nicht
so voll zu nehmen, eigentlich das Eistal oder den Eis-
15 strom nennen: denn die ungeheuren Eismassen nehmen
ein Thal seiner Länge nach ein. Gerade hinten endigt ein
spitzer Berg, von dessen beiden Seiten Neben-Eistäler
sich an das Haupttal anschließen. Es lag noch nicht der
mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen
20 Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing
nach und nach an, sich zu überziehen, und ich sah wogige
graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich
sie niemals gesehn. In der Gegend, wo wir stunden, ist
die kleine von Steinen zusammen gelegte Hütte für das
25 Bedürfnis der Reisenden, zum Scherz das Schloß von
Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer,
der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem
schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo
man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das
30 ganze Eistal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen
gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr
spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer
Gesteinsart zusammen gesetzt sind, deren Wände fast ganz
perpendicular in die Erde einschließen. Wittert eine leichter

aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche
 Zacken werden Nadeln genennet, und die Aiguille du Dru
 ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, grade dem
 Mont-Auvvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch
 das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf
 ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter
 und machten einige hundert Schritte auf den wogigen
 Kristallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher An-
 blick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den ober-
 wärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten
 geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch wollt' es uns
 nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir
 waren weder mit Fußseisen noch mit beschlagenen Schuhen
 gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den
 langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten
 uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem
 Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab
 und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis
 hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der
 er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem
 schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als
 vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große
 Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern
 Weg nach dem Wirtshause zu, bei der Wohnung zweier
 Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren,
 die sehr weiße Haut, weiße, doch schrofne Haare, rote und
 bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe
 Nacht, die im Tale liegt, läßt mich zeitig zu Bette, und
 ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen,
 daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben,
 der sich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche
 Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille
 einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern
 Diskursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe

mitteile. An Graniten, Gneisen, Lärchen- und Birchbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisiren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr
5 schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni, den 6. Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahreszeit hier zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Tal ist über und
10 über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vorteil tun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Tals gegen Wallis zu
15 liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Tal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von der Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an
20 einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen
Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst
25 jezo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Tal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit!
30 Ich nehme zugleich von diesem geliebten Tal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, den 6. Nov. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maultier geladen, zogen wir 5 heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Gistals 10 vorbei, ferner den Glacier d'Argentière hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rat gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der An- 15 schein war nicht der vorteilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg fest gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du Tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen 20 schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhern Matten und schlecht beraßten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer 25 näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfang. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns 30 auf dem Tale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des

Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die
5 Eismassen durch die Bergschründen verdeckt wurden. Über die ganze Wolkensfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Tales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen,
10 die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feind-
15 selige Gärung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich, und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald
20 kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, welcher durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Tal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an.
25 Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Tal Chamouni, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle
30 sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Täler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallis-
tal, wo man mit einem Blick bis Martinach und weiter

hinein mannigfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzutürmen schienen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis. Einige Contre-
 bandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschra-
 ken vor uns, da sie an dem Platz jezo niemand vermuteten. Sie taten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr seht, daß sie geladen sind; und einer ging voraus, um uns zu rekognoszieren. Da er unsern
 Führer erkannte und unsere harmlosen Figuren sah, rückten die andern auch näher, und wir zogen mit wechselseitigen Glückwünschen an einander vorbei. Der Wind ging scharf, und es fing ein wenig an, zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg
 abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind über einander gerissen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochnen Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir ins
 Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Tale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf
 flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu
 weitem Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen an andre, und kaum hab' ich das Ende unsrer Savoyer Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich
 schon wieder ein andres Papier, um Sie mit dem be-
 kannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirtshause untergekröchen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebil-

10 Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden unbekannten Lande. Aus der Karte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Teil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und längste, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen macht

15 uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Teil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen

20 sein wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu sein, und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rat des Herrn de Sauffure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bei jeder

25 Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus für Pferde praktikabel sein. Am liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil

30

der Schwanz durch die italienischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin? die sich nicht über die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgängern der Weg durch Schnee versperrt ist. Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rat zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirtshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rotem Wein und Meien, auf Anraten unseres Führers, badeten, und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tische.

Am Essen haben wir uns nicht sehr erholt und hoffen, daß der Schlaf besser schmecken soll.

Den 7ten. St. Maurice, gegen Mittag.

Unter Weges ist meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselsweise herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirtshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Ginz, wenn schon manchmal die allzusehr ausgedehnte Seele lieber in sich selbst zusammenfiel und mit einem halben Schlaf sich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein frischer Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Ecke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannigfaltigen Bergen beschloffen, die wieder zusammen von eigenem, erhabenen lieblichem Charakter sind. Wir

kamen dahin, wo der Trientstrom um enge und gerade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervor komme. Gleich dabei steht die alte, vorm Jahr durch den Fluß
5 beschädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landstraße verschüttet haben. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander
10 Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse vache näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneisstücke, die
15 bei ihrer Verschiedenheit doch alle eines Ursprungs zu sein schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub
20 und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinaus, so sieht man noch eine
25 schönere Erscheinung. Die lustigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entsteht, färben sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an
30 dem Platze immer eine wechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände

im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken ⁵ als ihren sauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durstig ist, bekommt alles wohl. Wir sahen St. Maurice von weitem, wie es just an einem Plaze liegt, wo das Tal sich zu einem Pässe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine ¹⁰ Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirtshaus fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Bex, drei viertel Stunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts ¹⁵ die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herum schleichen, und ohne ²⁰ müde zu werden sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg ins Wallis raten sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. ²⁵ Die Rhone fließt dort hinunter, und das Tal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke kühn hinüber ³⁰ gesprengt. Die mannigfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Tore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging

über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet gesehen habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen, er war den Pferden
5 entgegen gegangen und hat sich auf seinem Braunen
voraus gemacht. Er sagt, die Brücke sei so schön und
leicht gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig
über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an,
zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfer-
10 see her bis Vevey in wenigen Tagen zurückgelegt, und es
ist eine allgemeine Freude, sich wieder zu sehen.

Martinach, gegen Neuchâtel.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg
hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von
einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind.
15 Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflexionen für
heute herzlich satt, doch will ich zwei schöne noch ge-
schwind in der Erinnerung festsetzen. An der Pisse vache
kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die
Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel
20 und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah
man den herabschießenden Strom von allen andern
Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar
keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden.
Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe,
25 völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und roten
Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen
wirkte die Abendsonne, welche den Schnee und den da-
von aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. Nov. nach drei Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt getan und uns
30 wenigstens um drei Stunden versäumt. Wir ritten vor

Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu sein.
 Das Wetter war außerordentlich schön, nur daß die
 Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen
 gehindert war, den Weg, den wir ritten, zu bescheinen.
 Der Anblick des wunderschönen Wallistals machte man- 5
 chen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren
 schon drei Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns
 linker Hand, geritten; wir sahen Sion vor uns liegen
 und freuten uns auf das bald zu veranstaltende Mittag-
 essen, als wir die Brücke, die wir zu passieren hatten, 10
 abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der
 Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als ent-
 weder einen kleinen Fußpfad, der an den Felsen hinging,
 zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten
 und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu 15
 gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von kei-
 nem üblen Humor anfechten, sondern schrieben diesen
 Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der
 uns bei der schönsten Tageszeit durch ein so interessantes
 Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht über- 20
 haupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir mußten,
 um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb
 Stunden durch die sandigen Flecke reiten, die sie durch
 Überschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die
 nur zu Erlens- und Weidengebüsch zu benutzen sind. 25
 Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr böß, schwan-
 kend, lang und von falschen Klüppeln zusammen gesetzt
 sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde, nicht ohne
 Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken
 Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an 30
 sich war meistens schlecht und steinig, doch zeigte uns
 jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes wert
 gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß
 hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Ausichten

zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Fagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspektivisch. Die ganze
6 Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam, mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeslossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen
10 Hügel, die sich dahinter zu erheben anfangen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet wurden. So unangenehm und steinig der Weg war, den
15 wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Rebbläuben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an die Mauern, die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außer-
20 ordentlicher Dicke und werden vermittlest Pfählen und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine aneinanderhängende Laube bildet. In dem untern Teil war meistens Wiesewach, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt
25 zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannigfaltig, und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft erregt, gar
30 sehr. Die scheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuten und denken deswegen zu Fuße nach Seyters zu gehen. Hier in Sion ist das Wirtshaus abscheulich, und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Seyters, den 8. Nov. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erst von Sion weggegangen, sind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige schöne Ausichten darüber verloren, merk' ich wohl. Besonders wünschten wir das Schloß Tourbillon, das bei Sion 5 liegt, erstiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemaine Aussicht sein. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böse Flecke, wo das Wasser ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit 10 verschiedenen astronomischen Gesprächen verkürzten wir den Weg und sind bei guten Leuten, die ihr Bestes tun werden, uns zu bewirten, eingelehret. Wenn man zurück denkt, kommt einem so ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenstände, fast wie eine Woche vor. Es 15 fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen; es ist immer besser für einen Abwesenden als alle Beschreibungen.

Seyters, den 9ten.

Noch eh' wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten 20 Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indessen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad, den 9ten, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr 25 braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzuteilen ist. Von Seyters stiegen

wir früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwässer unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, 5 überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, 10 wie mannigfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Täler getrennt. 15 Wir hatten bisher noch meist das offene Wallistal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns auftrat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen, was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der 20 Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennt. Es ist eben der Stock von Bergen, der in einem Fort vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner 25 Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage: unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf; und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältnis zu ihr. 30

Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felschlund hinging, das Dorf Inden mit einer weißen

Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte der
 Landschaft liegen. Über der Schlucht drüben gingen
 wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter
 dem Dorfe stieg eine große Kluft zwischen Felsen in die
 Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis 5
 zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken
 weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen
 Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zu-
 sammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg
 nach Jnden ist in die steile Felswand gehauen, die 10
 dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hin-
 gehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefähr-
 licher Weg, aber er sieht fürchterlich aus. Er geht auf
 den Bagen einer schroffen Felswand hinunter, an der
 rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Ab- 15
 grunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel
 neben uns hinab stieg, sagte sein Tier, wenn es an ge-
 fährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige
 Hilfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter
 in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in 20
 Jnden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel
 es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas
 roten Wein und Brot zu erhalten, da sie eigentlich in
 dieser Gegend keine Wirtshäuser haben. Nun ging es
 die hohe Schlucht hinter Jnden hinauf, wo wir denn 25
 bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns
 sahen, und das Deukerbad an seinem Fuß, zwischen andern
 hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen,
 gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es
 war gegen Drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte 30
 uns bald Quartier. Es ist kein Gasthof hier, sondern
 alle Leute sind so ziemlich, wegen der vielen Badegäste,
 die hieher kommen, eingerichtet. Unsere Wirtin liegt seit
 gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer

alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirge zu, sollen noch einige stärkere sein. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Ocker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Riez hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, befanden. Es ist dies der Übergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hieß' uns die Jahreszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen: so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahreszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Über das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraus sagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündenden Wolken erinnern uns aber doch

manchmal, daß wir tief in der Jahreszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurückkamen, sahen wir, aus der Schlucht von Jnden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Deukerbad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und, wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Nebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechslung. Ich bin an die Türe getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugeesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepackt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merk-

würdige Austererscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, gibt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirtschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahreszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt, und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat — so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerem Aufenthalt gar interessante und gute Beute 5 finden würde. Eins glaub' ich überall zu beobachten: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je 10 mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren; desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden.

Seuterbath, den 10. Nov.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tages 15 Anbruch wieder hinunter zu gehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insekten waren, die den neuen 20 Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Tiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang, und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Seut, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier 25 weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tages Anbruch heute von Seuterbath aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir 30 kamen bald nach Jnden, wo wir dann den steilen Weg,

den wir gestern herunter kamen, zur Rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher
5 Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Teukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallistal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern herunter gekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingehauen, wodurch ein Bach erst daran
10 her, dann durch eine Höhle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offene Wallis und die garstige Stadt Teuf unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge an-
15 geslickt, die Dächer mit groben gerissnen Schindeln un-
zierlich gedeckt, die durch die Jahreszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hinein tritt, so ekel'ts einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegierten und
20 freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saunrosse eingerichtet
25 sind; der Haber fängt auch an, sehr selten zu werden, ja man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sei. Ein Beschluß war bald gefaßt: der Freund sollte mit den Pferden das Wallis wieder hin-
unter über Ber, Bevey, Lausanne, Freiburg, Bern auf
30 Luzern gehen, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, versuchen, wo wir auf den Gott-
hard hinauf bringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den Vierwaldstättersee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maul-

tiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getrennet. Der Freund ist fort, unser Mantelsack wird auf ein Maultier, das wir gemietet haben, gepackt. So wollen wir auf- 5 brechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gelockt hat, soll uns auf dem Plaze nicht verlassen, wo wir es am nötigsten brauchen.

10

Brieg, den 10. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeschichte sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen gegen 11 von Leuk ab, in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechts, der sich hierher verloren, in Leuk Kon- 15 dition gefunden hatte und eine Art von Hanswurst machte. Unser Gepäck war auf ein Maultier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb. Hinter uns, so weit wir in das Wallistal hinein sehen konnten, lag es mit dicken Schneewolken bedeckt, die das Land herauf gezogen kamen. Es 20 war wirklich ein trüber Anblick, und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zu- 25 gedeckt und in einer Nacht eingeschneit sein könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistens des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Mut mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte 30 mich auch auf die gegenwärtigen Lusterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und so stark

der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallistal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammen laufen. Aus jeder solcher Öffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Tälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Tal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir schon eine Stunde vorwärts gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend ward der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, stille stehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Tal. Sie waren von der kalten Luft zur Konsistenz gebracht und hatten, da wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne leichte und muntre Formen. Man sah, daß sie Schnee enthielten, doch scheint uns die frische Luft zu verheißten, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirtshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Ratschläge wegen unserer weitem Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also

unsern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemieteten Pferden und Maultieren auf Domo d'ossola, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf, über Airolo 5 zu den Napuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen 10 vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursner Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten 15 wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das aus Not ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne tun. Sie können sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Reute examiniert habe, ob sie glauben, daß die Passage 20 über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke, mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flocke nähert, wo er 25 sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maultier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster, den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tages- 80 zeit ausritten, sagte uns der Wirt noch auf den Weg: Wenn der Berg, so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und

einen andern Weg suchen. Mit unsern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Tal so eng wird, daß es kaum einige Büchschenshüße breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide,
5 worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Tal wird immer enger, man ist genötiget, an den Bergen seitwärts hinauf zu steigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In
10 der Höhe aber breitet sich das Land wieder aus, auf mannigfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Orter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderbarlich unter dem Schnee hervor gucken. Wir gingen viel zu Fuß und taten's uns
15 einander wechselseitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer, auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Tiere getragen, an einem schroffen Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf
20 der Weide sein kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend sehr einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, gibt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die
25 einen, der nicht recht fest im Sattel saße, gar leicht herab werfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen
30 Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer

Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre
 Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten
 mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was
 sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in
 den Ecken befestigt war, hatte artige Zieraten von 5
 Drechsel- und Schnitzwerk. An den Porträts, die in der
 Stube hingen, konnte man sehen, daß mehrere aus dieser
 Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten.
 Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener
 Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines 10
 dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der
 Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen
 vor uns zubereitet wurde. Die Wirtin fragte uns ein-
 mal, als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte
 des Heil. Alexis gelesen hätten? Wir sagten nein, nahmen 15
 aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem
 Kapitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten,
 stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem Heil.
 Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder
 der Patron ihres Hauses sei, welches sie verneinte, da- 20
 bei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus
 Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte
 erbärmlicher vorkomme als viele der übrigen. Da sie
 sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie uns
 an zu erzählen: Es sei der Heil. Alexis der Sohn vor- 25
 nehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom ge-
 wesen, sei ihnen, die den Armen außerordentlich viel
 Gutes getan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen
 gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug getan,
 sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar 30
 geweiht, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet.
 Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und
 treffliche Jungfrau verheiraten wollen, habe er zwar sich
 ihrem Willen nicht widersezt, die Trauung sei vollzogen

worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, gesetzt, und sei damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers
5 angezogen und sei dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringen Almosen
10 der Glaubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seien verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frommsten Mann, dessen Gebet vor Gott am angenehmsten sei, in
15 die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser hierauf nicht gewußt, wer gemeint sei, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks herein-
20 geholt. Der Heil. Alexis, betroffen, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, willens, weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sei er genötiget worden, in Italien zu
25 landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverleugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sei daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt, diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach
30 ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nötigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in

ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm
 daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde
 vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre
 machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem
 Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er so leicht 5
 ändern können, mit gelassenem Gemüte getragen, sondern
 auch die andauernde Betrübnis der Eltern und seiner
 Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexi
 mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit
 ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine 10
 schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen
 Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über
 seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren
 sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Tränen
 nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich 15
 während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen
 unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen
 erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine
 größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den
 Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber 20
 Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergolten,
 und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor
 den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieser heilige
 Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande ge-
 lebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste 25
 beigewohnt, so ist er endlich krank geworden, ohne daß
 jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an
 einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und
 des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf
 einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem 30
 vornehmen Totengeläute zu läuten angefangen; wie nun
 jedermanniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine
 Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des
 heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in

dem Hause des Patricii *** so eben verschieden sei. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich tot. In den zusammengefalteten Händen hatte
6 der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Alexisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Beichnam zu besuchen. Als
10 sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Beichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielte dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen
15 Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren teuren Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu gute tun können, und nunmehr erst erfahren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmütig, daß niemand von
20 allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängten, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund wurden. Die Erzählerin versicherte nochmals, indem sie ihre Augen
25 trocknete, daß sie keine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem die Legende selbst auf, und fand, daß die gute
30 Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Bitterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall,

Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inne halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins 5 nach dem andern aus Not fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Übergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen 10 und morgen mit Anbruche des Tages selbst rekonoszieren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir morgen Abend in Realp auf 15 dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andere. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf 20 Luzern; oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Mut und Zutrauen, 25 daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerraten wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Mut, das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examiniert, die 30 Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. Nov. früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig, und alles ist eingepackt, um mit Tages Anbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maultier
5 geht mit dem Gepäck noch, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwei geschnitten. Oh' ich Ihnen sage, wo
10 wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen
15 wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlössen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren: sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken
20 bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob
25 wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neuen trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirtshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen. Wir
30 fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Teil des

Winters drüber gingen; ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersehter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Vertrauen gab, dem wir unsern Antrag taten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel 5 hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten in- dessen unserm Mauleseltreiber seinen Lohn, den wir mit 10 dem Tiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käse und Brot, tranken ein Glas roten Wein und waren sehr lustig und wohlgemut, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines 15 Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hochte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfangen. Zuerst 20 hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf steigen. Unsere Führer wandten sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt 25 herum, obgleich alles überein zugeschneiet war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Tal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Tal, kamen über einen kleinen Steg und sahen 30 nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Tal

die Rhone aus ihm heraus fließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, 5 so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. 10 Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen 15 und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Täler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern 20 Führern mußte voran und brach, indem er herzhast durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, 25 und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen 30 Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasser Sonne, breitflodiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen

ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer,
 über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur
 einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr
 vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist
 auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die
 Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist,
 und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich.
 Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen
 Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem
 Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker
 Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die
 Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den
 Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile
 unten im breitem Tal, und steigen alsdann den steilen
 Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch
 viel unbequemer. Nach viertelhalb Stunden Marsch kamen
 wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo sich
 Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der
 doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat,
 nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern
 Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen
 noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser
 Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der
 vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den
 Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die
 Leichtigkeit, womit sie die Sache traktierten, erhielt auch
 unsern guten Mut; und ich muß sagen, daß ich für
 meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne
 große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit
 nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sei. Der Jäger
 Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde
 auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich
 am Ende verlauten, die Furka sei ein Schindluder. Es
 kam ein Rämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns

hergesflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und halb-
5 zugeschnittenen Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Täler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursner Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertelhalb Stunden
10 Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirtshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch ver-
15 sicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten roten Wein und besseres Essen als im Wirtshaus finden. Wir schickten einen deswegen
20 voraus, daß er die Patres disponieren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht, ihm nach zu gehen, und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf
25 der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahreszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und
30 Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig tun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens mußten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir ver-

sicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfang. Wir haben, sagte er, kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre, und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort, zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seien, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Tales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu tun. Es sei sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelawine einen Teil des Dorfs bedeckte, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannigfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen und versicherten, daß

sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie gefordert wurden, erst einer gegangen sei, uns zu rekonoszieren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen
5 fortzukommen; denn sie hüteten sich, alte oder schwache Leute in dieser Jahreszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sei, denjenigen, dem sie einmal zugesagt, ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und, selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen,
10 außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständnis die Schleuse der Erzählung aufgezo- gen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin
15 die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Randersteg, über den Gemmi gehend, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen
20 genannt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb tot, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein
25 Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sei die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch tot bis hinunter ins Teufelbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute
30 gewesen seien und wie sie in dieser Jahreszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er: es seien arme Leute aus dem Kanton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahreszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italienischen Pro-

vinzen aufzusuchen, und seien von der Witterung über-
eilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen
begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka
tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen
gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigi- 5
gungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere
Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und er-
fuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand
lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Orte sei.
Er fing an, vom Predigtamte zu sprechen und von dem 10
Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn
mit einem Kaufmann, der seine Ware wohl heraus zu
streichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten
angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die
Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke 15
Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte
begleitete und von der Rede selbst rednerisch redete, so
schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen,
daß er selbst der geschickte Kaufmann sei. Wir gaben
ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die 20
Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine
Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er: und
daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist
ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Funda-
mente unsers Glaubens, allein dies ist nicht hinreichend. 25
Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände
geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes
auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch ge-
sinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall
leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes 30
aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen,
und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte
und erfahrene Kinder Gottes von dem heiligen Geiste auf-
gezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus

Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, 5 da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? 10 wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? Mit nichts! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Konzepte vor. Das würde eben so viele Lehren als Köpfe geben und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, 15 wie es auch schon getan hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wonach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder 20 das andere Glied derselben, nein! es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereinigen haben, nach und nach, unter dem Beistand des heiligen Geistes, dieses übereinstimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf 25 den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgeteilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrtümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben haben, deren sich keine andre rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine 30 Brustwehr aufgeführt, die die Hölle selbst nicht überwältigen wird. Eben so ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbierte Übersetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche ge-

billiget ist. Daher kommt diese Übereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entlegenen Winkel der Welt, oder einen Prediger in der größten Hauptstadt in dem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten — alle werden eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden: und das ist's, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung gibt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben, und mit der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können. Er hatte diese Rede, wie einen Diskurs, eins auf das andre, folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vorteilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungsfucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Ruttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unsrer Art, seine Sachen aufzunehmen, vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weisen richtete.

Den 13. Nov., oben auf dem Gipfel des Gotthards
bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unsrer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Ge-

sinnungen, Plänen und Hoffnungen, in einer andern
 Jahreszeit, einige Tage aufhielt und, mein künftiges
 Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was be-
 wegt, Italien den Rücken zulehrte und meiner jetzigen
 5 Bestimmung unwissend entgegen ging. Ich erkannte das
 Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine
 Schneelawine stark beschädigt worden; die Patres haben
 diese Gelegenheit ergriffen, eine Beisteuer im Lande ein-
 gesammelt, ihre Wohnung erweitert und bequemer ge-
 10 macht. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht
 zu Hause, doch, wie ich höre, noch eben dieselben, die ich
 vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon
 dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegen-
 wärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute
 15 von Nivolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz
 grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich
 weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich schon,
 werden wir nicht viel kommen.

Nach Tisch.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem
 20 Ofen weg. Ja es ist die größte Lust, sich oben drauf zu
 setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Ofen von
 steinernen Platten zusammen gesetzt sind, gar wohl an-
 geht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von
 Realp und unsern Weg hieher.

25 Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte
 uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen
 sehr kleinen Platz zusammen gestellt war. Sein Bett,
 das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke be-
 stand, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager ge-
 30 wöhnt, nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns
 alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit,
 seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm
 alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu

Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem 5 Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen gestrigen Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge 10 gegen andere Fremde was zu gute tun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, mochte bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursner Thal, das merkwürdig ist, weil es 15 in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Salweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durch einander. Mir ist's 20 unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sei nun, daß alte Erinnerungen sie wert machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammen geketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die 25 ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß 30 davon abschneiden, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital; ein Ortschaften, das noch im Ursner Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten-

mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maul-
eseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend leben-
5 dig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Teil war schon vor uns aufgestiegen, und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu übersahren,
10 um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten getan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzen- den Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die
15 schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich, in den Ritzen und auf den Flächen, Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten
20 Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Kristalladern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maultiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie, durch einen
25 sonderbaren Instinkt, unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinauf schreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf geraden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Tiere
30 vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei, und gewinnt über so eine ganze Reihe den Vorteil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und der

betäubende Laut ihrer Klingeln und ihre breit auf die Seite stehende Bürde sind einem hinderlich und beschwerlich. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können, und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden herauf zu schleppen haben, und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo herauf gekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen, der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als Italienisch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Übungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Haustüre heraus, um uns vom Pater den Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchbringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit

genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir
5 uns befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammen laufen
10 und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden,
15 gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Abend drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit
20 vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Täler nach Italien, der andere gleicherweise die Neuß nach dem Vierwaldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die
25 Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

II

Biographische Einzelheiten

1. Bedeutung des Individuellen.

Das Individuum geht verloren, das Andenken desselben verschwindet, und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessieren. Das 5
Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen 10
und Anekdoten abgechiedener, selbst unbedeutender Menschen.

Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, 15
für den höflichsten aller Menschen.

Wenn sich einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es tut.

Es ist gar nicht nötig, daß einer untadelhaft sei oder das Vortrefflichste und Tadelloseste tue; sondern nur, daß etwas geschehe, was dem andern nutzen oder ihn 20
freuen kann.

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er sich so oft malen, zeichnen und in Kupfer stechen ließ und sein Bild überall herumstreute. Aber freut man sich nicht jetzt, da die Form dieses außerordentlichen Wesens zerstört ist, bei so mannigfaltigen, zu verschiede-
 5 ner Zeit gearbeiteten Nachbildungen, im Durchschnitt gewiß zu wissen, wie er ausgesehen hat?

Dem seltsamen Metin hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf sich selbst Medaillen
 10 schlagen ließ und sie an Freunde und Gönner verehrte; und mich macht es glücklich, ein paar davon in meiner Sammlung zu besitzen und ein Bild vor mir zu haben, das er selbst anerkannt.

Wir sind überhaupt von einer Seite viel zu leichtsinnig, das individuelle Andenken in seinen wahrhaften Besonderheiten als ein Ganzes zu erhalten, und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, besonders das Heruntersehende zu erfahren.

2. Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet,
 20 ziemt nicht dem Alter; so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden
 25 sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in
 30 Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eigenen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen; auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen, denn er würde immer bei einer genauen Entwicklung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

3. Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Ver-
5 hältnis zu ihnen exträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als
10 ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entscheidend ist, so kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch
15 das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamem Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach
20 einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf
25 unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

4. Aristeia der Mutter.

Wie bedeutend das Leben eines Menschen sei, kann ein jeder nur an ihm selbst empfinden, und zwar in dem Augenblick, wenn er auf sich selbst zurückgewiesen das Vergangene zu betrachten und das Künftige zu ahnen genötigt ist. Alle spätere Versuche, solche Zustände darzu- 5 stellen, bringen jedoch jenes Gefühl nicht wieder zurück. Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren, und der Roman in Briefen war eine glückliche Erfindung.

Ganz vergebens wär' es daher, obgleich hier am Ort, 10 wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen sich in eigentümlicher Weise hervortat und zu welcher Gestalt ein solcher 15 Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete. Jedoch ist mir ein Mittel zur Hand, welches, wenn ich es zu ergreifen wage, nicht allgemein gebilligt werden dürfte.

Man hat getadelt und vielleicht mit Recht, daß die 20 sogenannten Bekenntnisse einer schönen Seele den Hergang der Abenteuer Wilhelm Meisters unterbrechen, und doch mag man sie nachher nicht gerne vermissen. Schließen sie sich nicht unmittelbar an, bringen sie einen fremden Ton in die Stimmung, so wird man doch wieder ver- 25 söhnt, weil durch diese Unregelmäßigkeit immer etwas gewonnen ward.

Und so stell' ich auch hier wunderbare Auszüge aus einer Hauschronik zusammen, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, in liebenden Herzen ver- 30 wahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden.

Der Großvater mütterlicher Seits war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Er sagte einmal einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus. 5 Daß er Stadtsyndikus werde, hat ihm ein ganzes Jahr vorher geträumt. Es wurde aber nicht beachtet, er selbst hatte es wieder vergessen, bis der Tag der Wahl heran- kam; nur die älteste Tochter hatte stillschweigend einen festen Glauben daran. An demselben Tage nun, da der 10 Vater aus's Rathhaus gegangen war, steckte sie sich in den möglichsten Putz und frisirte sich aus's beste. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand in einen Lehnstuhl. Die Schwestern und Mutter glaubten, die Schwester Prinzess (so wurde sie wegen ihrem Ab- 15 sehen vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Beserei genannt) sei närrisch, sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherrn kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus gewählt würde, zu gratulieren. Da nun 20 die Schwestern sie noch mit einer ziemlichen Anzahl Spott- namen wegen ihrer Leichtgläubigkeit beehrten, kam der Vater zum höchsten Erstaunen mit stattlichem Gefolge zurück, als Syndikus.

Jene Traumgabe hat sich auf die eine Schwester 25 fortgeerbt; denn gleich nach dem Tode des Vaters, da man in Verlegenheit war, das Testament von ihm zu finden, träumte ihr, es liege im Kust desselben, zwischen zwei Brettchen, die durch den Druck auf eine geheime Feder von einander gingen. Man untersuchte den Kust 30 und fand alles wie gesagt. Die Schwester Elisabeth aber hatte dies Talent nicht; sie meinte, es komme von ihrer muntern gesunden Natur und wohl auch von ihrem ge- sunden Verstande her.

Die Großmutter kam einst Nachmitternacht in die

Schlafstube der Töchter und legte sich zu ihnen, weil in ihrer Kammer ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst nicht sagen konnte. Am andern Morgen erzählte sie, daß etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier. In der Meinung, das Fenster sei offen und die Luft jage die Papiere umher, sei sie aufgestanden, habe aber alles zu gefunden. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher heran; es war ihr, als würde Papier heftig zusammengeknittert; endlich seufzte es tief auf und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie ordentlich anwehte, worauf sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kaum hatte sie auserzählt, so ließ sich eine Dame melden, die Frau eines recht innigen Freundes von ihr; sie war in schwarzer Kleidung. Da sie nun auf die Hausfrau zukam, ein ganz zerknittertes Papier hervorzog, da wandelte diese eine Ohnmacht an, und das Herz schwebte ihr vor Schrecken. Jene erzählte nun, ihr Mann sei plötzlich aufgewacht, indem er seinen herannahenden Tod gespürt, er habe daher nach Papier verlangt, der Freundin noch etwas zu schreiben und seine Frau und Kinder ihr zu empfehlen. Im Schreiben aber habe ihn der Todeskrampf ergriffen; er habe das Papier gepackt, zerknittert und damit hin und her gefahren auf der Bettdecke. Endlich habe er zweimal tief aufgeseufzt und sei verschieden.

Seit diesem Augenblick verschmähte auch Elisabeth keine Vorbedeutungen noch ähnliches 2c. Sie sagte: Wenn man's auch nicht glaubt, so braucht man's deswegen doch nicht zu verachten. Ihr selbst sei wohl manches vorbedeutet worden, was aber von keiner Wichtigkeit gewesen, weswegen sie um so weniger drauf geachtet; jedoch habe es sie nach und nach auf sonderbare Gedanken gebracht. Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht

erwähnt, und innerlich so gelenkt und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, es ist meine
5 Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, denen der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk' ich in meiner
10 Seele: Ja meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! wenn ihr wüßtet, was die Frau Kat heute alles erlebt hat. Sie sagte dann wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagsweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begeben-
15 heiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet. Sie sei nicht allein um ihres Sohns willen da, sondern auch ihr Sohn um ihretwillen, und wenn sie das so gegen einander halte, so wisse sie wohl, was sie zu denken habe, wenn sie die Ereignisse
20 in den Zeitungen lese.

Hier möge nun die Familienfreundin unmittelbar persönlich eintreten und ihr Zeugnis ablegen. —

Lieber Freund! so entfernt du von ihr warst und so lange Zeit auch, du warst nie lebendiger geliebt als
25 von ihr. Die kleinsten Begebenheiten deiner Kindheit waren ihr im hohen Alter noch gegenwärtig, sie trug das alles in einem treuen mütterlichen Herzen, und sie pflegte zu sagen, daß dein späteres Leben ihr die unbedeutendsten Eigenheiten und Vorfälle deiner Jugend geheiligt hätte.

30 Ich war achtzehn Jahr alt, sagte sie mir eines Tags, als ich ihn gebor. Er kam wie tot ohne Lebenszeichen zur Welt, und wir zweifelten, daß er das Licht sehen würde. Seine Großmutter stand hinter meinem Bett, und als er zuerst die Augen aufschlug, rief sie hervor:

„Elisabeth, er lebt!“ Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde. Und soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lusthauch abhing, das sich jetzt in tausend Herzen 5 befestiget hat und mir nun das einzige ist! Weltbegebenheiten sehten mich nicht an, Gesellschaften erfüllen mich nicht; aber hier in meiner Einsamkeit, wo ich die Tage nacheinander zähle und wo keiner vergeht, daß ich nicht Vergnügen oder Behagen empfunden hätte, hier denke ich 10 auch meines Sohnes, und alles ist mir wie Gold.

Er war ein eigenes Kind; die kleine Schwester Cornelia liebte er schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; 15 wollte man es nehmen, so ward er zornig, so wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.

Bei dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, seines Spielkameraden, vergoß er keine Träne, er schien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu empfinden. Als ich ihn nun nach acht Tagen fragte: ob er den Bruder nicht lieb gehabt? lief er in seine Kammer und brachte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Ge- 25 schichten beschrieben hatte. „Dieses alles“, sagte er, „habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren!“

So war es ein wunderlich Kind. Eines Tages stand jemand mit mir am Fenster, als er eben mit andern Knaben die Straße herauf kam und sehr gravitätisch ein- 30 her schritt. Als er ins Zimmer trat, neckte ihn der Freund mit seinem Gradhalten und wie er sich so sonderbar vor den andern Knaben auszeichne. „Hiermit“, antwortete er, „mache ich den Anfang und später werde mich mit

noch allerlei auszeichnen.“ Und er hat Wort gehalten, setzte deine Mutter hinzu.

Am Tage deiner Geburt pflanzte dein Großvater einen Birnbaum in seinem Garten vor dem Bockenheimer
6 Tor. Der Baum ist sehr groß geworden, und von seinen Früchten, die köstlich sind, habe ich gegessen.

Während Gelehrte und Philosophen vor deinen Werken
müssen bestehen lernen, war sie das einzige Beispiel, wie
du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen
10 aus deinen Büchern vor, so zur rechten Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen meine Welt auch anfang, lebendigere Farbe zu empfangen, und daß Ge-
schwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten.
Das Lied „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ war
15 ihr Liebling, und sie sagte es oft her. Eine jede einzelne Silbe erklang mit Majestät, und das Ganze entwickelte sich als Geist mit einem kräftigen Leib angetan; so waren
alle Melodien elend gedrückt im Vergleich mit ihrer Aus-
sprache. Nie ist mir Musik lumpig vorgekommen als zu
20 deinen Liedern, wenn ich sie vorher ohne Musik aus dem Munde der Mutter gehört. Sie verlangte oft nach Melodien, aber es genügte ihr nichts, und sie konnte so richtig dartun, daß man nur nach dem Gefühl geschnappt habe, das in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorkam.
25 „Nur wer die Sehnsucht kennt“ 2c. — ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopfe des Katharinenturms, der das letzte Ziel ihrer Ansicht war, die Lippen bewegten sich herb, und schloß sich der Mund am Ende so durchdrungen bitter — es war, als wenn ihre Jugendsinne wieder
30 anschwellen.

Ihr Gedächtnis war nicht allein merkwürdig, sondern sehr herrlich, nie hat sich das Gefühl eines Eindrucks bei ihr verloren. So sagte sie zu mir, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer

mehr oder weniger eine schneidende Empfindung erzeuge, die sie in ihrem fünfzehnten Jahre ganz durchdrungen habe. Damals war Karl VII, mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; an einem Karfreitag begegnete sie ihm, wie er mit der Kaiserin Hand in Hand, in langem schwarzen Mantel die Kirchen besuchte. Beide hatten Richter in der Hand, die sie gesenkt trugen, die Schleppen der Kleider wurden von schwarzgekleideten Pagen nachgetragen. „Himmel, was hatte der Mann für Augen! sehr melancholisch, etwas gesenkte Augenwimpern; ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder empor sah, war mir's allemal wie ein Donner Schlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, war meine alte Lebensweise weg; ich dachte nicht sowohl an die Begebenheit, aber es war mir, als sei etwas Großes vorgegangen. Wenn man von ihm sprach, ward ich blaß und zitterte wie ein Espenlaub, ich legte mich am Abend auf die Kniee und hielt meinen Kopf in den Händen, ohne etwas anders dabei zu empfinden, als nur: wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wär'. Da er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anstatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er in einem roten Mantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrechten Platz wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herrn getrunken, und die Trompeten schmetterten dazu, da jauchzte ich laut mit; der Kaiser sah mich an und nickte mir. Am andern Tag reiste er ab, ich lag früh Morgens 4 Uhr in meinem Bett, da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war Er, und so höre ich jetzt nie

das Pösihorn, ohne mich jener Tage zu erinnern.“ Sie sagte mir, daß sie's zum erstenmal in ihrem Leben erzähle; das war ihre erste rechte Leidenschaft und auch ihre letzte. Sie hatte später noch Neigungen, aber nie
5 eine, die sich ihr so mächtig angekündigt und gleich wie diese bei dem ersten Schritte ihr so ganz verschiedene Himmelsgegenden gezeigt hätte. Viel hatte sie einer Tante zu verdanken, die ihr über das bornierte Wesen ihres häuslichen Lebens hinweg half, in dem sie sonst
10 gewiß erstickt wäre, sagte sie.

Dein Vater war ein schöner Mann, sie heiratete ihn, ohne viel nachzudenken, sie wußte ihn auf mancherlei Art zum Vorteil der Kinder zu lenken. Eine große Leidenschaft hatte er fürs Reisen, sein Zimmer war mit Land-
15 karten behängt, in müßigen Stunden spazierte er mit den Fingern darauf herum und erzählte dabei alle Merkwürdigkeiten, alle Abenteuer, die andern Reisebeschreibern begegnet waren; dies war der Mutter eine angenehme Unterhaltung.

Als ihn späterhin der Schlag rührte, suchte sie sich in seine Geschäfte hereinzuarbeiten; sie besorgte nach seiner Weisung das Meiste. Zum zweitenmal rührte ihn der Schlag, er konnte nicht mehr selbst essen und nur sehr
25 schwer sprechen. Bis zu dieser Zeit war sie immer sehr bürgerlich und einfach gekleidet gewesen; einmal bei Gelegenheit, daß sie sich sehr putzte, äußerte dein Vater große Freude darüber, er lachte und befand sich viel wohler als sonst. Seitdem nahm sie die Gewohnheit an, sich vom
30 frühen Morgen schon den Kopf zu putzen; das wurde denn von vielen Menschen mißverstanden. Mir aber hat ihre Neigung, sich zu schmücken, ihre Bekanntschaft erleichtert, denn da ich sie einmal im Theater sah den Arm mit Braceletten ziemlich hoch empor schwingen zum Applaudieren, rief ich ihr zu, daß es wohl der Mühe wert sei,

solch einen Arm zu schmücken und zu zeigen. Sie nannte mich zwar eine kleine Schneppertesch, hatte es aber gar nicht übel genommen. Auf ihrem rechten Knie hatte sie ein Mal, einen weißen Stern, so groß wie man die Sterne am Himmel sieht.

Manches, was sie mir sagte, hab' ich mir gleich damals aufgeschrieben, aus keiner andern Absicht, als weil mich ihr Geist überraschte, und dann auch weil es so merkwürdig war, Sie, unter lauter dürrer Holz, der einzige grüne Stamm. Manchmal sagte sie mir Morgens schon im voraus, was sie alles am Abend in der Gesellschaft erzählen würde; am andern Tage ward mir denn Bericht abgestattet, was es für einen Effekt gemacht habe.

Deinen Sohn hatte sie ungemein lieb. Da er zum letztenmal bei ihr war, forschte sie ihn aus, ob er seinen Vater recht liebe; er sagte ihr nun, daß all sein Lernen, all sein Tun dahin gehen solle, dich recht zu ergötzen. Sie mag sich wohl stundenlang mit ihm von dir unterhalten haben; wenn ich dazukam, brach sie ab. Den Tag, wo er fortgegangen, war sie sehr lebendig: sie erzählte mir sehr viel Liebenswürdiges von ihm und prophezeite dir viel Freude. An der Katharinenpforte, da wo der letzte Punkt war, daß er nach ihren Fenstern sehen konnte, schwenkte er sein Taschentuch; dies hatte sie im tiefsten Herzen gerührt. Sie erzählte es mir mehr wie einmal. Als aber am andern Tag ihr Friseur kam und ihr sagte, daß er den vorigen Tag noch dem jungen Herrn begegnet sei, der ihm aufgetragen, am andern Morgen die Frau Rat noch einmal von ihm zu grüßen, war sie gar sehr erfreut und rechnete ihm diese Liebe hoch an.

5. Aus meinem Leben.

Fragmentarisches.

Jugend=Epöche.

Es ist wohl nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geist, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenstände zu fragen, die man gewahr wird; und in mir lag
5 entschieden und anhaltend das Bedürfnis, nach den Maximen zu forschen, aus welchen ein Kunst- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzu-
leiten sein möchte. Dieses Bedürfnis fühlte ich freilich
10 nicht in der Deutlichkeit, wie ich es gegenwärtig ausspreche, aber je unbewußter ich mir bei einer solchen Richtung war, desto ernstlicher, leidenschaftlicher, un-
ruhiger, eifriger ging ich dabei zu Werke; und weil ich nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bil-
dungsstufe bequem gefördert hätte, so machte ich den Weg
15 unzähligemal vor- und rückwärts, wie es uns in einem künstlichen Labyrinth oder in einer natürlichen Wildnis wohl begegnen mag.

Das, was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Gesetze und glaubte wohl, daß man sie geben könne,
20 anstatt daß man sie hätte auffuchen sollen.

Die Gesetze, wonach Theaterstücke zu schreiben und zu beurteilen seien, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu haben und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit ich jede kleinere und größere
25 Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war ich ungefähr zu derselbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte sehr leicht und bequem alle Märchen, Novellen, Gespenster- und Wundergeschichten und wußte manche Vorfälle des Lebens aus

dem Stegreife in einer solchen Form darzustellen. Ich hatte mir auch darüber eine Norm gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reichten meine Einsichten ziemlich hin; daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erfreulich schien. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um so nötiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Ängstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet; wie ich einigermaßen aufmerksam umherschaute, so fand ich mich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch, je mehr ich ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmütigkeit und Zartheit, der andre in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsin, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Tätigkeit, der folgende in eine imperturbable Heiterkeit, und immer so fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämtlicher Moralphilosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich unter einander hätten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von der ich, meinem Naturell nach, am wenigsten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtsein fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben darnach nur desto unmäßigere,

ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward man doch oft genug an jene wünschenswerte und unbekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je froher ich mich gegen meine Gefellen und mit meinen Gefellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen.

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen präsumtuosen Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage.

Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.

Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

6. Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Seseenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-physiischen, im besondern aber aus der Entoptik

hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede sein.

1) Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrucklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern. 5

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt. 10

4) Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüt mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles, was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen. 15

6) Die Sehnsucht wächst, und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nötig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Örtlichkeit wenigstens anzueignen.

7) Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein teilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat. 20

8) Hier entsteht nun, in der gewissermaßen verödeten Lokalität, die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wiederherzustellen; aus Trümmern von Dasein und Überlieferung 25 sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9) So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine holde, 30 werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten,

sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein
 5 Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

7. Renz.

Späte Bekanntschaft mit ihm, in den letzten Monaten.
 10 Seine Gestalt, sein Wesen.

Seine Bestimmung in Straßburg.

Hofmeister von ein paar kurländischen Edelleuten.
 Selbstsamstes und indefinibelstes Individuum.

Neben seinem Talent, das von einer genialen, aber
 15 barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, alles, auch das Simpelste, durch Intrige zu tun, dergestalt daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. In dem Um-
 20 gang mit seinen Freunden, Eleven und Bekannten war es seine Art, sich die närrischsten Irrwege auszufinnen, um aus nichts etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schädliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei
 25 andern Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden. Wobei ihm, in Absicht auf Beurteilung und Imputation, immer seine Halbnarrheit, ein gewisser von jedermann anerkannter, bedauerter, ja geliebter Wahnsinn zu statten kam.

30 Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche.

Ich besuchte auf dem Wege Friedrike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Benzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduziert, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie, nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten; weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen.

8. Das Luifenfest,

gefeiert zu Weimar am 9. Juli 1778.

Das genannte, hiernächst umständlich zu beschreibende Fest gilt vor allen Dingen als Zeugniß, wie man damals den jungen fürstlichen Herrschaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranstalten und zu erweisen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieser Epoche sich die sämtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie sie auch heißen mögen, datieren und herschreiben.

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft ist bekannt, und wie

die sich daraus entwickelnde Leidenschaft, eine Gegend zu verschönern und als eine Folge von ästhetischen Bildern darzustellen, durch den Park des Herzogs von Dessau angeregt, sich nach und nach zu verbreiten angefangen habe.

5 In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büschen wohl ausgestattete Raum, der Stern genannt, das einzige, was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrschaftlichen Wohnung als angenehm geachtetes Lokal schätzen konnte. Es
10 fanden sich daselbst uralte gradlinige Gänge und Anlagen, hoch in die Luft sich erhebende stämmige Bäume, daher entspringende mannigfaltige Alleen, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung.

Begünstigt nun durch heitere trockne Witterung, be-
15 schloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geschmücktes Fest, welches an die ältern italienischen Wald- und Buschfabeln (*Favole boschereccie*) geistreich erinnern sollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung
20 im stillen getroffen. Da sollte es denn an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen.

Unglücklicherweise trat, nach gewaltsamem Ungewitter,
25 eine Wasserflut ein, Wiesen und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verschränkten Paare war genau auf das Lokal berechnet; daher, um jene Absicht nicht völlig aufzugeben,
30 mußte man auf etwas anders denken.

Damals führte schon, von dem Fürstenhause her, ein etwas erhöhter Weg, den die Flut nicht erreichte, an dem linken Ufer der Elm unter der Höhe weg; man bediente sich aber desselben nur, um an den schon eingerichteten

Felsenplatz, sodann über die damalige Flossbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, in den Stern zu gelangen.

An dem diesseitigen Ufer stand, ein wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die Schießhaus-
mauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum
nach der Stadt zu nebst dem Welschengarten völlig ab-
geschlossen war. Davor lag ein wüster, nie betretener
Platz, welcher um so weniger besucht ward, als hier ein
Türmchen sich an die Mauer lehnte, welches, jetzt zwar
leer und unbenutzt, doch immer noch einige Apprehension
gab, weil es früher dem Militär zu Aufbewahrung des
Pulvers gedient hatte.

Diesen Platz jedoch erreichte das Wasser nicht: der
bisherige Zustand erlaubte, hier etwas ganz Unerwartetes
zu veranstalten; man faßte den Gedanken, die Festlich-
keit auf die unmittelbar anstoßende Höhe zu verlegen,
dahin, wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Eschen
sich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man
ebnete unter denselben, welche glücklicherweise ein Oval
bildeten, einen anständigen Platz und baute gleich davor,
in dem schon damals waltenden und auch lange nachher
wirkenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ein
Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh
überdeckte und mit Moos bekleidete.

Alles dieses kam in drei Tagen und Nächten zu
stande, ohne daß man weder bei Hofe noch in der Stadt
etwas davon vermutet hätte. Der nahegelegene Bau-
platz lieferte unserm Werk die Materialien, wegen der
Überschwemmung hatte niemand Lust, sich nach dem Stern
zu begeben.

Nach jenen mönchischen, unter diesen Umständen die
Oberhand gewinnenden Ansichten kleidete sich eine Gesell-
schaft geistreicher Freunde in weiße, höchst reinliche Putten,

Rappen und Überwürfe und bereitete sich zum Empfange. Der Hof war zur gesellschaftlichen Tagesstunde eingeladen; die Herrschaften kamen jenen untern Weg am Wasser her; die Mönche gingen ihnen bis an den erweiterten
 5 Felsenraum entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte, worauf denn nachstehendes, von Kammerherrn Siegmund von Seckendorff gefertigtes Dramolett gesprochen wurde.

Pater Drator. Memento mori! Die Damen und Herrn

10 Gedachten wohl nicht, uns zu finden am Stern,
 Es sei denn, sie hätten im voraus vernommen,
 Daß, eben am Tag wie das Wasser gekommen,
 Auch wir mit dem Kloster hieher sind geschwommen.
 Zwar ist die Kapelle, der schöne Altar,
 15 Die heiligen Bilder, die Orgel sogar
 Erbärmlich beschädigt, fast alles zerشلagen,
 Die Stücke, Gott weiß wohin, abwärts getragen;
 Doch Keller und Küche, zwar wenig verschlemmt,
 Hat auch sich, gottlob, mit uns feste gestemmt,
 20 Als wir, durch brausende Fluten getrieben,
 Hier dicht an der Mauer sind stehen geblieben.

P. Provisor. Ja, das war fürs Kloster ein großes Glück,
 Sonst wären wir wahrlich geschwommen zurück;
 Und ist man auch gleich resigniert in Gefahren,
 25 So mag doch der Teufel die Welt so durchfahren.

P. Guardian. Ich meines Orts freu' mich der Nachbarschaft,
 Die uns unsre seltsame Reise verschafft.

Und ist auch das Kloster hier gut etabliert —

P. Küchenmeister. Ja, nur etwas kärglich und enge lo-
 30 giert —

P. Dekorator. Nun, 's Wasser hat freilich uns viel rui-
 niert —

P. Florian. Von Mücken und Schnaken ganz rasend ge-
 plagt —

35 P. Küchenmeister. Und vielerlei, was mir noch sonst nicht
 behagt.

P. Dekorator. Ei! Ei! wer wird ewige Klaglieder stimmen!

Sei der Herr zufrieden, nicht weiter zu schwimmen.

P. Florian. Der dicke Herr ist der Pater Guardian,
Ein überaus heilig und stiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloster zum Besten,
Mit allem, was lecker und nährend ist, mästen.
Und dieser hier, Pater Dekorator,
Der all unsern Gärten und Bauwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Böcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst niemand orniert,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

P. Provisor. Ei überhaupt von den Patern hier insgesamt

Ist keiner, der wohl nicht verwaltet sein Amt.
Doch pranget freilich Pater Küchenmeister
Als einer der höchst spekulierendsten Geister,
Weil schwerlich auf Erden eine Speise existiert,
Die er doch nicht wenigstens hätte probiert.

P. Drator. Ja, der versteht sich aufs Sieden und Braten,
Der macht rechte Saucen und süße Panaten
Und Torten von Zucker und Cremen mit Wein:
Mit dem ist's eine Wollust im Kloster zu sein.
Drum dächt' ich, ihr liebt euch drum eben nicht schrecken;
Wenn gleich rauhe Felsen unsre Wohnung bedecken,
Und eng sind die Zellen und schlecht dies Gewand,
So bergen sie Reize, die nie ihr gekannt.
Laßt ab, zu verschwenden die köstlichen Tage
Mit quirlendem Sinnen und strebender Plage,
Mit schläfrigen Tänzen und schläfrigem Spiel,
In sinnlicher Trägheit und dumpfem Gefühl!
Befehrt euch von Koll, von Zahnweh und Glüssen

Und lernet gesünder des Lebens genießen!
 Ihr gähnet im Glanze von festlicher Pracht,
 Wir schätzen den Tag und benutzen die Nacht;
 Ihr schlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
 5 Wir schöpfen und atmen den Morgen mit Wonne;
 Ihr taumelt im Hoffen und Wünschen dahin,
 Wir lassen uns lieber vom Augenblick ziehn.
 Und beichten wir unsere Sünden im Chor,
 So sind wir so heilig und ehrlich wie vor.

10 P. Provisor. Herr Guardian, die Glock' hat Zwei schon
 geschlagen.

P. Guardian. Gottlob! ich fühl' es schon längstens im
 Magen.

P. Küchenmeister. Euer Hochwürden, die Speisen sind
 15 aufgetragen.

P. Drator. Sie rechnen's uns allerseits übel nicht an,
 Wenn keiner der Paters verweilen nicht kann:
 Sie wissen, die Suppe versäumt man nicht gern.

Alle. O stünde doch unsre Tafel im Stern!

20 P. Guardian. Doch will jemand ins Refektorium kommen,
 So ist er mir und dem Kloster willkommen. (Ab.)

Auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guar-
 dian folgten die Herrschaften mit dem Hofe in das kleine
 Zimmer, wo, um eine Tafel, auf einem reinlichen aber
 25 groben Tischtuche, um eine Bierkalttschale eine Anzahl
 irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu sehen waren, so
 daß man, bei der Enge des Raumes und den kümmer-
 lichen Anstalten, nicht wußte, was es heißen solle, auch
 die Frau Oberhofmeisterin, Gräfin Gianini, sonst eine
 30 heitere humoristische Dame, ihr Mißbehagen nicht ganz
 verbergen konnte.

Hierauf sprach

P. Guardian. Herr Dekorator, der Platz ist sehr enge,
 Und unsre Klausur ist eben nicht streng:

35 Ich dächte, wir führten die Damen ins Grüne.

P. Dekorator. Ja, wenn die Sonne so warm nur nicht
 schiene!

P. Guardian. Es wird ja wohl Schatten zu finden sein.

P. Küchenmeister. Ich meines Orts esse viel lieber im
 Frein!

P. Guardian (zum P. Dekorator). Es fehlt Ihm ja sonst nicht
 an guten Ideen.

P. Dekorator. Nun, wenn Sie's befehlen, so wollen wir
 sehen. (Geht ab.)

P. Guardian. Es ist ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeister. Ich zweifle, daß er uns diesmal helfen
 kann;

Die Plätze sind alle mit Wasser verschlemmt

Und noch nicht peigniert —

P. Drator. Sag' Er doch: gekämmt!

Daß Er doch sein Frankreich, wo die Nüch' Er studiert,
 Noch immer und ewig im Munde führt!

P. Dekorator (kommt wieder). Euer Hochwürden, der Platz
 ist ersehen;

Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen. (Alle ab.)

In diesem Augenblicke eröffnete sich die hintere Thüre,
 und es erschien eine gegen den engen Vordergrund ab-
 stechende prächtig=heitere Szene. Bei einer vollständigen
 symphonischen Musik sah man, hoch überwölbt und be-
 schattet von den Ästen des Eschenrundes, eine lange,
 wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne weiteres
 sichtlich nach herkömmlicher Weise besetzt wurde, da sich
 denn die eingeladenen übrigen Gäste mit Freuden und
 glückwünschend einfanden.

Den Mönchen ward die schuldigst angebotene Auf-
 wartung verwehrt und ihnen die sonst gewohnten Plätze
 bei Tafel angewiesen. Der Tag erzeugte sich vollkommen
 günstig, die rings umgebende Grüne voll und reich. Ein
 über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch
 einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde

und malerisch genug angelegt war, erteilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen, welches besonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Szene der Art, in solcher Nähe, an so wüster Stelle keineswegs hatte vermuten
 5 können. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Märchen glich. Genug, der Zustand tat eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgerichtig ward. Man liebte, an den Ort wiederzukehren;
 10 der junge Fürst mochte sogar daselbst übernachten, für dessen Bequemlichkeit man die scheinbare Ruine und das simulierte Glockentürmchen einrichtete. Ferner und schließlich aber verdient dieser Lebenspunkt unsre fortdauernde Aufmerksamkeit, indem die sämtlichen Wege, an dem Ab-
 15 hänge nach Oberweimar zu, von hier aus ihren Fortgang gewannen; wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen, auf der obern Fläche bis zur Belvederischen Chaussee, von diesem glücklich bestandenen Feste an zu rechnen billig besugt ist.

9. Besuch von Jffland,

auf meiner Reise über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779.

20 Ich hatte lebhaft gewünscht, Jffland zu sehen, und er hatte die Freundlichkeit, mich zu besuchen; seine Gegenwart setzte mich in ein angenehmes Erstaunen. Er war etwas über zwanzig Jahr alt, von mittlerer Größe, wohl proportioniertem Körperbau, behaglich ohne weich
 25 zu sein; so war auch sein Gesicht, rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein Paar Augen, ganz einzige! Ich konnte ihm meine Verwundrung nicht verbergen, daß er, mit solchen äußeren Vorzügen, sich als ein Alter zu maskieren beliebte und Jahre

sich anlöge, die noch weit genug von ihm entfernt seien. Er solle der Vorzüge seiner Jugend genießen; im Fache junger Liebhaber, junger Helden müsse er lange Zeit das Publikum entzücken und verdienten unablässlichen Beifall sich zueignen. Ob er gleich nicht meiner Meinung schien und sie als allzugünstig von sich ablehnte, so konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur schmeichelfast sein; darauf im sinnigen Hin- und Widerreden über sein Talent, seine Denkweise, seine Vorsätze verschlang sich das Gespräch bis zum Ende, da wir denn beide, wohlzufrieden miteinander, für diesmal Abschied nahmen.

10. Lord Bristol, Bischof von Derry.

Etwa dreiundsechzig Jahre alt, mittlerer, eher kleiner Statur, von feiner Körper- und Gesichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Gespräch schnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinne einseitig beschränkt; als Britte starr, als Individuum eigensinnig, als Geistlicher streng, als Gelehrter pedantisch. Rechtsschaffenheit, Eifer für das Gute und dessen unmittelbares Wirken sieht überall durch das Unangenehme jener Eigenschaften, wird auch balanciert durch große Welt-, Menschen- und Bücherkenntnis, durch Liberalität eines vornehmen, durch Misance eines reichen Mannes. So heftig er auch spricht und weder allgemeine noch besondere Verhältnisse schon, so hört er doch sehr genau auf alles, was gesprochen wird, es sei für oder gegen ihn; gibt bald nach, wenn man ihm widerspricht; widerspricht, wenn ihm ein Argument nicht gefällt, das man ihm zu Gunsten aufstellt; läßt bald einen Satz fallen, bald faßt er einen andern an, indem er ein paar Hauptideen gerade durchsetzt. So scheinen sich auch bei ihm sehr viele

Worte fixiert zu haben: er will nur gelten lassen, was das klare Bewußtsein des Verstandes anerkennen mag, und doch läßt sich im Streite bemerken, daß er viel zarterer Ansichten fähig ist, als er sich selbst gesteht. 5
 6 Übrigens scheint sein Betragen nachlässig, aber angenehm, höflich und zuvorkommend. So ist's ungefähr, wie ich diesen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich so viel gehört, in einer Abendstunde gesehen habe.

11. Die Freitagsgesellschaft.

Einleitender Vortrag,

gehalten am 9. September 1791.

Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß derjenige, der 10
 in Geschäften arbeitet und um der Menschen willen manches unternimmt, auch mit Menschen umgehen, Gleichgesinnte auffuchen und sich, indem er ihnen nützt, auch ihrer zu seinen Zwecken bedienen müsse.

Bei Künsten und Wissenschaften hingegen fällt es 15
 nicht so sehr in die Augen, daß auch diese der Geselligkeit nicht entbehren können. Es scheint, als bedürfe der Dichter nur sein Selbst und horche am sichersten in der Einsamkeit auf die Eingebung der Musen; man überredet sich manchmal, als seien die trefflichsten Werke dieser Art 20
 von einsamen Menschen hervorgebracht worden. Man hört oft, daß ein bildender Künstler, in seine Werkstatt geschlossen, gleich einem andern Prometheus oder Pygmalion von seiner angeborenen Kraft getrieben, unsterbliche Werke hervorbringe und keinen Ratgeber brauche 25
 außer seinen Genius.

Es möchte dieses alles aber wohl nur Selbstbetrug sein: denn was wären Dichter und bildende Künstler, wenn sie nicht die Werke aller Jahrhunderte und aller

Nationen vor sich hätten, unter welchen sie wie in der auserlesensten Gesellschaft ihr Leben hinbringen und sich bemühen, dieses Kreises würdig zu werden? was kommen für Werke zum Vorschein, wenn der Künstler nicht das edelste Publikum kennt und immer vor Augen hat? 5

Und jene so verdient gepriesenen Alten, haben sie sich nicht eben auch darum auf den Gipfel der Kunst gesetzt, weil an ihrem Bestreben ganze Nationen teilnahmen, weil sie Gelegenheit hatten, sich nach und mit ihresgleichen zu bilden, weil ein edler Wettstreit einen jeden nötigte, 10 mit der äußersten Anstrengung dasjenige zu leisten, dessen unsre Natur fähig ist?

Die Freunde der Wissenschaften stehen auch oft sehr einzeln und allein, obgleich der ausgebreitete Bücherdruck und die schnelle Zirkulation aller Kenntnisse ihnen den 15 Mangel von Geselligkeit unmerklich macht.

Auch in diesem Felde, wo das Gefühl der größten Allgemeinheit eintreten sollte, tritt gar zu oft der beschränkte Begriff seines eigenen Selbst, seiner Schule hervor und verdunkelt das übrige. Streitigkeiten zer- 20 stören die gesellige Wirksamkeit, und wechselseitige Entfernung ist gewöhnlich die Folge von gemeinsamen Studien. Glücklicher, daß die Wissenschaften wie alles, was ein echtes reines Fundament hat, eben so viel durch Streit als durch Einigkeit, ja oft mehr gewinnen! Aber 25 auch der Streit ist Gemeinschaft, nicht Einsamkeit, und so werden wir selbst durch den Gegensatz hier auf den rechten Weg geführt.

Wir verdanken daher dem Bücherdruck und der Freiheit desselben undenkbares Gute und einen unüberseh- 30 baren Nutzen; aber noch einen schönen Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Oft ist ein

Wink, ein Wort, eine Warnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken
5 haben, so ist es doch zehnfach angenehm, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abstat-
ten zu können.

Man gibt nicht mit Unrecht großen Städten des-
halb den Vorzug, weil sie so vieles Notwendige versam-
10 meln und einem jeden die Auswahl für sein Bedürfnis oder seine Liebhaberei überlassen. Aber auch ein kleiner Ort kann in gewissem Sinne dergestalt begünstigt sein,
daß er wenig zu wünschen übrig läßt.

Wo in mehreren Menschen ein natürlicher, unüber-
15 windlicher Trieb durch die Lage und äußere Verhältnisse immer aufs neue angefeuert wird; wo an dem Orte selbst so viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unter-
stützung stattfindet, so daß alles gleichsam von selbst gerät; wo so manche Schätze der echten Kunst aufbewahrt,
20 so manche Kenntnisse von Reisenden zusammengebracht werden; wo die Nachbarschaft tätige Männer in allen Fächern versammelt; wo neue Bücher sowohl als Privat-
korrespondenz den Gedankenkreis immer in einer frischen Bewegung erhalten — an einem solchen Orte scheint es
25 natürlich, daß man gewisse festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt.

Der Gewinnst der Gesellschaft, die sich heute zum
erstenmal versammelt, wird die Mitteilung desjenigen
30 sein, was man von Zeit zu Zeit hier erfährt, denkt und hervorbringt. Jede Bemühung wird lebhafter, wenn eine Zeit bestimmt ist, wo man mitten unter den Zerstreuungen des Lebens sich des Theils geschätzter Menschen an dem,
was man unternimmt, zum voraus versprechen kann.

Der Ort, an dem wir zusammenkommen, die Zeit, in der wir uns zum erstenmal versammeln, die aufmerksame Gegenwart dererjenigen, denen wir im einzelnen und im ganzen so vieles schuldig sind, alle vereinigten Umstände lassen uns hoffen, daß diese nur auf eine Zeit- 5
lang verbundene Gesellschaft ihre Dauer auf mehrere Jahre nützlich erstrecken werde.

Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit.

Vortrag in der Freitagsgesellschaft. 1795.

Als ich in dem letzten Herbst die Ausstellung unserer Zeichenschule mit Aufmerksamkeit betrachtete, sah ich mit vielem Vergnügen die fortdauernde Wirkung 10
dieses schon mehrere Jahre lang bestehenden Instituts. Die Arbeiten der ältern Schüler zeigten sich immer bestimmter, genauer und fleißiger; unter den jüngern fanden sich mehrere, die eine gute Anlage verrieten. Die schon 15
bis auf einen gewissen Grad ausgebildeten Künstler hatten lobenswürdige Sachen geliefert, und durchaus konnte man mit Vergnügen die fortschreitende stille Wirksamkeit erkennen. Ich fühlte recht lebhaft, daß eine solche Ausstellung wirklich ein Fest sei. Denn was kann 20
ein schöneres Fest genannt werden als wenn die einzelne, stille, zerstreute Tätigkeit auf einmal in ihren Wirkungen vor uns steht und wir zum Mitgenuß in diesem Augenblick und zur Mitwirkung in der Zukunft eingeladen werden?

Alles Gute, was geschieht, wirkt nicht einzeln. 25
Seiner Natur nach setzt es sogleich das Nächste in Bewegung. So blieb mir auch der Eindruck noch lange, als ich den Saal schon verlassen hatte, und machte den

Wunsch in mir rege: daß alles, was in unserm Kreise Gutes und Nützliches geschieht, auch jedes in seiner Art einen allgemeinen Tag der Ausstellung und Anerkennung erleben möge. In Gedanken ging ich durch,
5 was bei uns, so wohl durch öffentliche Anstalt und Antrieb, als auch was durch besondere Neigung und Tätigkeit einzelner Menschen und Gesellschaften geschieht, und ich fand, selbst nur dem ersten Anblick nach, gar manches, das einer allgemeinen Aufmerksamkeit wert ist. Ich teile
10 hier nur ein flüchtiges Schema mit, ohne daß ich deshalb alles erschöpft zu haben glaube.

Wie interessant würde es sein, wenn wir unsere wöchentlichen Zusammenkünfte dazu anwenden wollten, um teils den Überblick vollständiger zu machen, teils das
15 Einzelne selbst weiter auszuführen und darzustellen.

Ich fange abermals bei dem Zeicheninstitut an, teils weil es die Idee bei mir hervorgebracht hat, teils weil bildende Künste dasjenige sind, worüber man am ersten etwas Allgemeines sich zu sagen erlaubt.

20 Es würde interessant sein zu betrachten, wie dieses Institut, unter der Direktion eines einzigen Mannes, entstanden ist und in fortdauernder Wirkung sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Man würde beobachten können, wohin die Neigung
25 der Schüler im ganzen sich am meisten geneigt habe und welche unter ihnen zu einem vorzüglichen Grade der Ausübung gelangt sind; man würde diejenigen benennen, welche sich der Kunst bestimmter gewidmet und welche darin bedeutende Fortschritte getan.

30 Weder ein Künstler noch eine Kunstschule ist isoliert zu betrachten, er hängt mit dem Lande, worin er lebt, mit dem Publikum seiner Nation, mit dem Jahrhundert zusammen, er muß, insofern er wirken, insofern er sich durch seine Arbeit einen Stand machen und Unterhalt

verschaffen will, sich nach der Zeit richten und für ihre Bedürfnisse arbeiten. So wie der Liebhaber zu demjenigen greift, was seiner Denkungsart am gemäßeſten iſt und was er am nächſten zu erreichen glaubt, ſo finden wir auch hier dieſen letztern beſonders landschaftlichem 5 Zeichnen ergeben. Die Landſchaft beſchäftigt ein ruhiges Gemüt, ohne es zu ſtark anzustrengen, und ſie entfernt uns nicht von uns ſelbſt, indem ſie uns auf die Schönheiten der Natur aufmerkſam macht, ſie ſchmeichelt einem ſtillen Gang zur Melancholie, ſie iſt unſere angenehmſte 10 Begleiterin bei einsamen Spaziergängen und wird in der neuern Zeit, ſelbſt in Gegenden, die nicht die glücklichſten ſind, durch die ſchöne Gartenkunſt immer wieder aufgefordert. Aber auch andre bei uns finden wir mit der menſchlichen Geſtalt beſchäftigt, in Porträten und 15 Arbeiten nach der Antike wirklich lobenswert.

Da unſere ganze Nation mehr zur Wiſſenſchaft als zur Kunſt ſich neigt und, man möchte ſaſt ſagen, mehr zur Literatur als zur Wiſſenſchaft, ſo iſt es auch natürlich, daß der Künſtler da am meiſten Beſchäftigung findet, 20 wo von ſchneller Ausbreitung der Kenntniſſe die Rede iſt (oder wo nach einer andern Tendenz unſerer Nation ein halb äſthetiſch, halb moraliſch, halb phyſiſches Bedürfnis befriedigt werden ſoll), er wird ſich daher immer an den Schriftſteller und an den Buchhändler anſchließen 25 müſſen, und dieſes kann nur durch Kupferſtechen und Aluminieren geſchehen. Wie weit man damit bei uns gekommen iſt, wird ſich in manchen Fächern zeigen. Doch ich eile weiter, um nicht ſchon auszuführen, was gegenwärtig nur anzudeuten iſt. 30

Zur Bildhauerei fehlt es uns nicht an einem geſchickten Manne, wohl aber an Materialien und Gelegenheit; dagegen iſt die allgemeine Ausbreitung ſchöner und guter Geſtalten durch Gipsabgüſſe und in gebrannter

Erde nicht zu übergehen. Durch letztere besonders setzte man in den ältern und mittlern Zeiten manches kostbare Material, und wir würden, wenn schöne Baukunst bei uns zum Bedürfnis werden könnte, bald die großen Vorteile der Toreutik kennen lernen.

Die Porträts, welche unser Mauer gearbeitet, sind uns und den auswärtigen interessant, und sie werden es den Nachkommen sein. Ich wünschte, daß sich ein Platz fände, wo man sie alle ohne Ausnahme aufstellen und wo man noch manches, was zerstreut liegt, versammeln könnte. Wie sehr verdankt man einem Erzherzog von Österreich, daß er die Bildnisse, Harnische, Kunstwerke, andere Arbeiten und Überbleibsel seiner Zeit auf einem Schlosse Ambras zusammengestellt hat, das jedermann mit dem größten Interesse besucht und daran man sich mit größter Zufriedenheit erinnert, und wo ließe sich nicht etwas Ähnliches anlegen?

Nicht wenig interessant wird es sein, die Katalogen von Kunstwerken, die sich wirklich hier befinden, neben einander zu sehen. Was Durchlaucht der Herzog, die Herzogin, Herr Gore und andere besitzen, was selbst in meinem Hause sich befindet, ist nicht ohne Bedeutung. Eine allgemeine Übersicht würde ihren Nutzen und ihre zweckmäßige Vermehrung befördern.

Der Einfluß dieser Arbeiten und Besitzungen würde mit Vergnügen zu betrachten sein, und es würde deutlich werden, welche Schritte man zunächst zu tun hätte. Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne noch der Steinerischen Stunden zu gedenken, die Winterszeit in dem Schlosse besonders Handwerkern gewidmet sind. Ich darf unsers jungen Steinschneiders nicht vergessen, dessen letzte Arbeit ich soeben vorgezeigt habe.

So wenig die Lage und die äußeren Umstände die Baukunst begünstigen, desto mehr hat man Ursache, auf

dasjenige, was geschieht, aufmerksam zu sein. (Eine verachtete oder vernachlässigte Kunst, die man doch nicht immer entbehren kann, rächt sich grausam, wenn das Bedürfnis eintritt. Welche ungeheueren Summen sind von Fürsten, Staaten oder einzelnen Personen auf Momimente des Ungeschmacks verwendet worden, und so respektabel das Handwerk ist, wenn es der Kunst gehorcht, so ohnmächtig und abgeschmackt zeigt es sich, wenn es die Stelle der Kunst vertreten will, denn alle Ordnung und Reinlichkeit, ja der Schmuck, den es einem Gebäude geben kann, wird den Mangel von Verhältnissen und Übereinstimmung nicht verbergen, ja vielmehr nun erst recht sichtbar machen.)

Es ist kein geringes Unternehmen, das vor mehreren Jahren abgebrannte Schloß wieder herzustellen. Da an seinem Außern wenig verändert werden kann, so war es der Sache gemäß, auf eine innere bequeme und anständige Einteilung zu denken. Die Betrachtung der durch die Herren Arens und Steiner gefertigten Risse, aus denen deutlich zu sehen ist, wie man von dem ungleichen Raume Gebrauch gemacht, die nähere Kenntnis dessen, was man getan, was man zu tun gedenkt und wie weit man theils damit gelangt, theils was vorbereitet worden ist, wird für jedermann, der sich hier aufhält und dieses große Werk nach und nach werden sieht, gewiß interessant sein.

Die Risse des französischen Architekten Clérisseau, zu Auszierung des großen Saals und der benachbarten Zimmer, sind nicht so bekannt, als sie es verdienen zu sein, und würden denjenigen, die sich auf die Baukunst legen, in der Folge auch selbst wegen der Zeichnungsart zu empfehlen sein.

Das Gartenhaus Durchlaucht des Herzogs kann man das erste Gebäude nennen, das im ganzen in dem reinern Sinne der Architektur ausgeführt wird, und es würde

belehrend sein, sowohl über die Risse als über die Ausführung Betrachtungen anzustellen.

Besonders aber sollten auch die mechanischen Hilfsmittel, deren man sich bei diesen Bauen bedient, dem Allgemeinen und unsern Nachfolgern nicht unbekannt bleiben. Auch ist zu bemerken, daß sich verschiedene Handwerker, zum Beispiel Steinhauer und Stuccatur, bei dieser Gelegenheit mustermäßig gezeigt haben.

Wenn wir nun von der bildenden Kunst zur Musik übergehen, so werden wir unserer Kapelle und des sie dirigierenden Konzertmeisters mit Vergnügen gedenken und sodann auch dem Institut einige Aufmerksamkeit schenken, wo die Kunst zwar noch als Handwerk und Gilde erscheint, das aber das Mechanische zur Übung bringt und von jeher auf die ausübende Musik nicht ohne Nutzen war.

Bei der Vokalmusik ist die Bemühung unsers Kantors Remde nicht zu verkennen. Von dem Theater würde besonders zu handeln sein, und die Liebhaberei der Particuliers würde auch zur Sprache kommen.

Das Theater ist eine von denen Anstalten, die wir am seltensten als Object ansehen. Wir nehmen entweder Theil daran oder keinen, wir suchen es oder wir fliehen es und fragen nur, in jedem einzelnen Fall, ob es uns unterhält oder lange Weile macht. Diese Anstalt aber würden wir auch einmal als eine solche ansehen können, die bleibend ist, die nun aufs neue wieder elf Jahre dauert und unter manchen Veränderungen noch lange dauern oder immer wieder zurückkehren wird. Es lassen sich bei einer Übersicht manche sehr artige Resultate finden.

Es ist überraschend, wenn man hört, daß vom Januar 1784 an neunzig Schauspieler auf dem hiesigen Theater erschienen sind, daß man vierhundertzehn neue Stücke

gegeben hat, daß (außer der Entführung aus dem Serail, die fünfundzwanzigmal, außer der Zauberflöte, die zweiundzwanzigmal aufgeführt worden ist) keins der beliebtesten Stücke bis jetzt die zwölfte Vorstellung erreicht hat. Die Anzahl der Stücke, die eine, höchstens zwei 5 Repräsentationen erlebt haben, ist groß. Eine Rezension der Stücke, die sich am längsten gehalten, würde selbst über die letzten zehn Jahre des deutschen Theaters eine Übersicht geben.

Es ist mißlich, über Schauspieler, besonders über 10 die, die noch gegenwärtig gesehen werden, im ganzen und öffentlich zu urtheilen, aber warum sollten wir nicht, unter uns, die Talente derer, die wir gekannt haben und kennen, schätzen und mit billigen Rücksichten unsre Gedanken über sie äußern? 15

Die Tanzkunst, welche eigentlich bei Vällen und Redouten jährlich sich selbst ausstellt, finden wir wenig kultiviert, sie artet zu einem bloßen Naturvergnügen aus, und der Tanz erscheint wohl immer als eine angenehme, selten aber als eine schöne und anständige Bewegung. 20 Vielleicht unterhielten wir uns bei Gelegenheit dieser Rücke vom theatralischen Tanze und was derselbe auf das Schauspiel und auf das gemeine Leben für Einfluß hat.

Und da einmal von Leibesübungen die Rede ist, würden wir auch von der Fecht- und Reitkunst 25 sprechen und vielleicht bemerken, daß jene gleichfalls nach und nach zu verschwinden anfängt. Desto mehr aber verdient diese unsere Aufmerksamkeit, da sie die Ausbildung, Erhaltung und zweckmäßige Benutzung des kostbaren, einzigen und in seiner Vollkommenheit immer 30 seltener werdenden Tieres zum Zweck hat.

Betrachten wir zunächst die Gärtnerei, so finden wir diese besonders begünstigt. Die Parkanlage ist eine der gelobtesten in Deutschland, sie wird von den

Einheimischen mit Vergnügen, von den Fremden mit Bewunderung besucht. Wohlgewählte Kupfer, Zeichnungen und Beschreibungen werden sie immer bekannter und angesehener machen.

5 Auch durch sie hat die Botanik manches gewonnen, indem sie die Kultur fremder Pflanzen notwendig machte.

Die Kenntnisse, der Fleiß und der ausgebreitete Handel des Garteninspektors Reichert, die weiten Reisen seines Sohns haben kein geringes Verdienst um die hiesige Gegend.

10 Von dem neuen Botanischen Institut zu Jena läßt sich unter Aufsicht des Herrn Professor Batsch das Beste hoffen.

Wie unser Forstwesen zuerst eingerichtet worden und wie es erhalten wird, verdient von einem jeden ge-
15 kannt zu werden, zu einer Zeit, in welcher die Holzkonsumtion immer stärker wird und man gegründete und ungegründete Sorgen für die Zukunft gar oft hören muß.

Bei den Forstpflanzungen würden wir unseres treff-
20 lichen, zu früh abgeschiedenen Bedelß gedenken und so an den Pflanzungen der einzelnen Besitzer und Gemeinden, an den bestehenden Baumschulen und an allem übrigen Gartenwesen teilnehmen. Besonders verdiente die seit mehrern Jahren stark getriebene Gemüsgärtnererei eine allgemeine Übersicht und eine ökonomische
25 Berechnung.

Wir finden auch hier literarische Bemühungen, die diesen Anstalten zu Hilfe kommen. So werden wir den Obstgärtner, den Blumengarten, die Obstkabinette zu
30 Verbreitung dieser nützlichen und angenehmen Kenntnisse vieles beitragen sehen.

Gehen wir aus den Gärten in die Studierzimmer über, so finden wir zuerst die Sprachen als Mittel zu allen übrigen Kenntnissen. Man kann allgemein be-

merken, daß man sie nur insofern treibt, als die Kenntnisse selbst, welche dadurch zu erlangen sind, von Jungen und Alten gewünscht werden. Wie es mit dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen aussieht, werden wir durch Männer erfahren können, welche hievon gründlich 5 unterrichtet sind. Was in unserm Kreise für die deutsche Sprache geschehen ist, werden wir nicht zu verleugnen Ursache haben. Bei der englischen können wir bemerken, daß ihre Schriftsteller mit unsrer Denkweise und dem, was wir in unserer eigenen Literatur schätzen, überein- 10 kommen, so daß man sie deshalb vorzüglich gesucht hat. Die Liebe zu der italienischen Sprache ist nicht weit ausgebreitet, sie scheint mehr des Gesangs willen geliebt zu sein, die spanische ist nur das Eigenthum einiger Personen, auch ist die französische weniger kultiviert worden, 15 als diese allgemeine Sprache verdient. Vielleicht erhält durch unsere neuen Gäste auch diese Übung einen frischen Anstoß.

Indem wir von Sprachen reden, dürfen wir der Büttnerischen Arbeit, der Sammlung und des Vor- 20 habens dieses würdigen Greises nicht vergessen, um so mehr, da ihre Vollendung mehr als ein Menschenalter beschäftigen wird.

Die Erziehungs- und Lehranstalten werden den Stoff zu mancher Unterhaltung und Betrachtung 25 geben. Von dem Gymnasio (das durch Examina und öffentliche Aktus seine eignen Ausstellungen hat) und dem Seminario können wir hoffen gründlich unterrichtet zu werden, und die mehrern Privat institute verdienen unsre Aufmerksamkeit, als das Kirchsische in Jena, das 30 Andräische in Eisenach, eine Anstalt in Stettfeld und die Forstschule in der Zillbach.

Der Unterricht, den die Pagen hier genießen, liegt auch nicht aus unserm Kreise.

Und das schon so lange mit Beifall fortgesetzte Bilderbuch ist nicht zu vergessen.

Von der alten und fremden Literatur werden wir zugleich mit den Sprachen, von denen sie unzertrennlich
5 sind, unterrichtet werden. Bei der einheimischen besonders wird es interessant sein, aufzuzählen, was für deutsche Werke aus unserm Kreise ausgegangen, was für Übersetzungen bei uns gearbeitet worden sind. Das Ver-
10 zeichniß würde nicht klein werden, wir würden dabei das Andenken an die Schriftsteller erneuern, die uns entweder durch den Tod oder durch fernen Beruf entführt worden sind.

Ein Blick auf das, was unsere schon lange bestehenden
15 Zeitschriften, der Merkur und das Modejournal, geliefert und gewirkt, würde uns manche Resultate darstellen; bemerken wir den Gang der neuern Zeitschriften, der Horen, des philosophischen Journals, so werden wir manches aufbewahren, das in der Zukunft
20 gleichfalls zu Resultaten führen kann. Die Literaturzeitung bietet uns ein reiches Feld zu Betrachtungen dar, die Lesebibliotheken, Journalgesellschaften, die Buchdruckerei und Buchhandlung liegen unsern Betrachtungen nahe genug.

Über die Jenaische Akademie mit Unparteilich-
25 keit und mit Würde zu sprechen und ihren Zustand in einer Reihe von Jahren zu übersehen, würde ein höchst interessantes Unternehmen sein. Von den öffentlichen Anstalten würde man wohl ohne Bedenken sprechen; allein sollte man nicht auch dessen, was so viele Männer
30 gewirkt und noch wirken, mit Anstand und Unparteilichkeit gedenken können? Selten erscheint uns die Gegenwart als das, was sie ist, manchmal setzt sie der Parteigeist zu hoch, aber noch öfters viel zu tief herab, und in dem gesellschaftlichen Leben ist es herkömmlich, über alles

gleichgültig zu erscheinen. Man beobachtet den Theologen, man spottet über den Mediziner, man scherzt über den Philosophen, man läßt den Juristen gewähren, und bedenkt nicht, daß alle diese Männer von der Zeit gebildet werden und die Zeit bilden helfen, und daß alles, was sie lehren, auf das bürgerliche Leben den größten Einfluß hat. Es war vielleicht niemals nötiger als zu unserer Zeit, über dasjenige deutlich zu sein, was um und neben uns geschieht, zu einer Zeit, wo das wechselseitige Mißtrauen fast unvermeidlich ist. Man könnte gern Publizität und Aufklärung vermissen, wenn Offenheit und Klarheit an ihre Stelle treten könnten.

Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaische-Akademische, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuelle Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hierzu die nötigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näher zu bringen, würde schon allein einer literarischen Sozietät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht veräußt werden.

Die Naturkunde mit ihren Hilswissenschaften hat auch bei uns ihre Schüler und Verehrer gefunden. Wir können sagen, daß eine der ersten geognostischen Beschreibungen in Deutschland durch unsern Bergrat Voigt ausgearbeitet worden ist.

Das Jenaische Museum zeigt von dem großen Vorteil, wenn nur einmal den Sammlungen ein Mittelpunkt angewiesen ist, sie an einem Ort zusammengestellt und mit Ordnung aufbewahrt werden, indem alles dahin fließt und nichts verloren geht. Mehrere Privatsamm-

Lungen haben auch diese Liebhaberei und Kenntniß verbreitet und erhalten. Es wird nicht zweckwidrig sein, neu bekannt werdende Mineralien vorzuzeigen, von deren chemischen Bestandteilen wir denn auch von Zeit zu Zeit
5 unterrichtet würden. Ein Überblick, um was sich diese Schätze des Jahrs vermehrt haben, wird in der Folge immer angenehm bleiben.

Was seit mehrern Zeiten in der Physik bei uns geschehen und noch immer geschieht, was wir denen
10 Wiedeburg, Succow, Voigt und Batsch verdanken, würde man mit Vergnügen anerkennen. Ich würde von meinen eigenen Versuchen in einem beschränkten Fache sprechen dürfen, so wie diejenigen nicht zu vergessen wären, die gewisse Teile, besonders die Elektrizität bearbeitet haben,
15 so wie in Eisenach ein junger Mann wegen der Gewitterableiter bekannt ist.

Was die Chemie betrifft, so dürfen wir uns derselben vorzüglich rühmen. Herr Bergrat Buchholz hat, von den frühesten Zeiten her, mit der Wissenschaft gleichen
20 Schritt gehalten und die interessantesten Erfahrungen theils selbst gemacht, theils zuerst mitgeteilt und ausgebreitet.

Aus seiner Schule ist ein Götting hervorgegangen und noch gegenwärtig steht ihm ein geschickter Mann bei
25 seinen Arbeiten bei.

In der technologischen Chemie wird es interessant sein, die Versuche eines ausgewanderten Franzosen in Ilmenau, Eisen durch Reverberierfeuer zu schmelzen, näher kennen zu lernen; die ersten Versuche sind, man
30 darf sagen, zu gut geraten, indem nicht allein der Ofen, sondern auch die Esse glühend wurden.

Unser nächstes Bleischmelzen in Ilmenau wird auch der Aufmerksamkeit in mehr als einem Sinne wert sein.

Hier ist es der Ort, auch der Gesellschaft zu er-

wähnen, welche der Herr Professor Batfch in Jena gestiftet hat, es breitet sich dieselbe immer weiter aus und bewährt ihren Zweck in Bildung junger Leute, ihre Sammlung bereichert sich, und das chemische Laboratorium wird durch den hoffnungsvollen jungen Doktor 5 Scherer fleißig genutzt, es werden von Zeit zu Zeit Nachrichten von diesem Institut erteilt, und es wird Pflicht sein, ihrer auch unter uns zu erwähnen.

Die Mathematik war diejenige Wissenschaft, deren unmittelbaren Einfluß man in hiesigen Landen am 10 frühesten anerkannte. Bei der mit so vielem Sinn angestellten Revision zeigten sich Zollmann und Häubelein; bei der Forstrevision mehrere Jäger, Edel, Köhler, Dettelt. In der neuern Zeit haben sich mehrere hervorgetan, deren Verdienst und Einfluß nicht zu ver- 15 kennen sind.

Die Mechanik ward in frühern Zeiten nur empirisch getrieben; der alte Kunstkammerer Apel verfertigte verschiedene kleine Maschinen, der Baumeister Hase in Jena war auch in diesem Fache nicht ohne 20 Kenntniß. Seit mehrern Jahren wurden die Feuerlöschungsmaschinen vom Hofmechanikus Neubert nicht allein für das Land, sondern auch für ganz Deutschland gearbeitet. Wir werden von dieser Anstalt künftig genaue 25 und auf Theorie gegründete Nachrichten zu erwarten haben.

Da die wichtigen Maschinen, welche in Ilmenau nach den Rissen und Vorschlägen der geschicktesten sächsischen Beamten, eines Mende und Baldauf, errichtet worden, unter der Erde versteckt und von wenigen ge- 30 kannt sind, so wird man gewiß die Risse davon mit Antheil sehen, und derjenigen kann mit Ehren gedacht werden, deren Aufsicht sie anvertraut sind.

Einzeln Männer, als Mechanikus Schmiedt in Jena,

Kleinstäuber in Belvedere, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Denn es ist bei allem, was wir in diesen und verwandten Fächern unternehmen, höchst wichtig zu wissen: daß wir Leute in der Nähe haben, die uns mit den
5 nötigen Werkzeugen versehen können.

Eine Anstalt, die in ihrem ganzen Umfang ungeheure Kosten erfordert, ist auch bei uns zweckmäßig, im Kleinen, zu einer besondern Absicht, errichtet worden, ich meine das Observatorium mit den dazu gehörigen
10 Instrumenten. Von demselben, dem Hartleyischen Sextanten, dem Chronometer und ihren Anwendungen wird uns Herr Lieutenant Bent die beste Nachricht geben können.

Diese Anstalt führt mich zur Erdbeschreibung, als zu deren Behuf sie eigentlich gegründet worden. Die
15 Zollmannsche Karte über einen Teil von Thüringen verdient noch immer alles Lob. Die Wibekingischen, gezeichneten, sind, ohne die strengste geometrische Genauigkeit, dennoch in allen Fällen, wo eine allgemeine Übersicht der Gegenden und Lagen erforderlich ist, höchst
20 schätzbar und brauchbar; sowohl sie selbst, als die Fortsetzung unter Güssefeldischer Aufsicht, verdienen von uns gekannt zu sein, wie sie denn auch schon durch Kopien vervielfältigt worden sind. Wären die Kosten nicht so
25 groß, so wünschte ich sie in den Händen eines jeden, der bei den Geschäften unsers Landes angestellt ist.

In Ilmenau sind bei Gelegenheit der Revision des Bergwerks schöne genaue Karten ausgearbeitet worden. Durchlaucht des Herzogs Sammlung hat vielen Wert,
30 Herrn Legationsrats Bertuch Schulatlasse und die Gasparische Geographie werden unter unsern Augen entstehen.

Die Topographische Sammlung, welche Herr Gore zusammengebracht und meistens selbst gearbeitet hat, ist wegen ihrer Ausbreitung und Treue höchst schätzbar,

Herr Rat Krause hat auch in diesem Fache schon manches geliefert und wird uns bald durch neue Gegenstände, die er auf seiner letzten Reise gesammelt, erfreuen. Ich breche hier ab und spare das übrige so wie einige allgemeine Betrachtungen für unsere nächste Zusammenkunft. 5

[Schema der Fortsetzung.]

Ilmenauische Revision und ihre Resultate.

Wasserbau

bloß empirisch, ja sogar nach falschen Prinzipien 10
unternommen; inwiefern die rechten Grundsätze deutlich und allgemein zu machen.

Austrocknung

des Schwanensees,

des Schloßgrabens, 15

des Rüdteiches,

Ausfüllung des Jenaischen Stadtgrabens.

Feuerlöschungsanstalten und Brand-Assekurationen.

Waisenhaus.

Zucht- und Irrenhaus. 20

Landesökonomie.

Zerschlagung herrschaftlicher Güter und Rittergüter,

Ausgleichung der Triften,

Erhöhung der Preise aller Viktualien zum Vorteil

des Landmanns. 25

Viehzucht.

Stuterei Alstedt;

Privatorum.

Schafzucht.

Chanorier. 30

Rindviehzucht.

Betrachtungen hierüber sind von desto größerer Bedeutung in diesem Augenblicke, als diese Geschöpfe

bei Verwüstung der vorliegenden Länder und bei immer fortdauerndem Kriegsbedürfnis im Preise immer steigen werden, da man alle Versuche machen wird, sie uns nach und nach zu entführen. Wir können hierüber desto nähere Aufschlüsse hoffen, als wir einen Mann unter uns sehen, der über diese Gegenstände seit mehreren Jahren ununterbrochen Erfahrungen gesammelt und nachgedacht hat.

Fabriken.

10 Strumpffabrik von ungefähr dreizehnhundert Stühlen, wovon zwei Drittel im Gange.

Serge und Flaggentuch zu Ilmenau.

Porzellan daselbst.

Wollenspinnerei, zum rohen Verkauf.

15 Pech und Kienruß.

Teppiche.

Seidenhasen.

Blechmodewaren.

Leinwand und melierte Leinwand-Arbeiten.

20 Breite Antwerpner Leinwand.

Kleine Kugeln aus Stinkstein zu Ilmenau.

Bleiche Hülzner.

Hutfabrik Rostümpfel.

Schensche Instrumente.

25 Alle Arten von buntem und marmoriertem Papier;

Eckebrecht, Vordüren.

Industrie-Comptoir.

Decorationen.

30 Manche Unternehmungen und Anstalten dauern nur eine Zeit, aber auch sie verdienen bemerkt zu werden, denn nichts, was wirkt, ist ohne Einfluß, und manches Folgende läßt sich ohne das Vorhergehende nicht begreifen.

Liefurter Journal.

Blumenfabrik.

Spinnschule.

Spinnhaus.

Handwerker überhaupt.

Kleine Handwerker, die nicht bemerkt werden. Von denen 5
nur eine Person sich ernähren kann, vielen andern aber
teils zu arbeiten, teils überhaupt unentbehrlich sind.

Feilenhauer.

Sporer.

Schwertfeger.

10

Zeugschmied.

Über die Freitagsgesellschaft.

Bruchstück eines Commentars zum Briefwechsel mit Schiller.

Von den erwähnten Vorlesungen wäre wohl das
Nötige zu erwähnen, da ihre Wirkung zur Zeit be-
deutend war.

Es versammelten sich etwa zwölf Personen wöchent- 15
lich Abends in meinem Hause, deren Namen schon von
der Unterhaltungsweise genugsame Verständnis gibt.

Geh. Rat v. Voigt, ein allseitig gebildeter Geschäfts-
mann, der in meiner Abwesenheit die Zusammenkunft
fortführte und einleitete. 20

v. Fritsch, jung, gebildet, bildungslustig, aufmerk-
sam, durchaus teilnehmend.

Wieland, Herder, Buchholz, Gufeland, Bertuch, Meyer,
Kraus: Männer vom verschiedensten Interesse, ein jeder
in seinem Fach ernstlich beschäftigt, vorschreitend im Neuen, 25
nachdenkend über das Alte; keiner, der nicht in der Folge
des Lebens sich bedeutend erwiesen hätte.

Als Gäste fanden sich ein verschiedene Lehrer von
Jena, Voigt von Ilmenau bei jedesmaligem Hiersein,
und so ward auch jeder bedeutende Fremdling eingeladen 30

und wohl aufgenommen, so wie das, was er etwa mitzuteilen hatte. Die Anmut, so wie die Wirksamkeit einer solchen Unterhaltung wird sich jeder Denkende gern vergegenwärtigen.

5 Höchst bedeutend war hiebei, daß Durchl. Herzog öfters teilnahm und dabei mit besonderem Scharfsinn die Verdienste des Inhalts, so wie des Vortrags beurteilend, jüngere Männer kennen lernte, die ihm sonst schwerlich von dieser Seite so nahe getreten wären. Weimar und
10 Jena haben diesen Abenden manche wichtige Anstellung und Auszeichnung zu verdanken.

Da nun bei solchen Zusammenkünften mit Maß und Bescheidenheit alles zur Sprache kam, was empfunden, gedacht und gewußt zu werden verdiente, so war auch
15 Poesie höchst willkommen.

Nun war damals die Bossische Übersetzung der Ilias an der Tagesordnung und über die Lesbarkeit und Verständlichkeit derselben mancher Streit, daher ich denn nach alter Überzeugung, daß Poesie durch das Auge nicht auf-
20 gefaßt werden könne, mir die Erlaubniß ausbat, das Gedicht vorzulesen, mit dem ich mich von Jugend auf mannigfaltig befreundet hatte.

Daß mir nun das rhapsodische Metier nicht ganz mißlungen, davon gibt Herrn v. Humboldts Erwähnung
25 gegen Schillern das beste Zeugnis, welches diesen bewog, einen gleichen Vortrag von mir gelegentlich zu verlangen.

Und gewiß schwarz auf weiß sollte durchaus verbannt sein; das Epische sollte recitiert, das Lyrische gesungen und getanzt und das Dramatische persönlich mimisch
30 vorgetragen werden.

12. Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens.

Am 30. Januar 1816.

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Eu. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das 5 mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Eu. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, ausß neue höchst begünstigter Männer anständig 10 auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Eu. Königl. 15 Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Überzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Teilnahme zahlreiche Gäste ge- 20 laden wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Thro Königl. Hoheit 25 nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besizes zu erfreuen, so ist Thro erste Handlung, einem jeden der Thrigen daran freigebig seinen Teil zu gönnen. Älteren

und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen zieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie
 5 eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Übel auf
 10 einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmut aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrt, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung,
 15 die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches,
 20 vom Ahnherrn geerbt, Ew. Königl. Hoheit in der Jugend schmückte. Gefinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es auf neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene
 25 Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken erteilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen
 30 unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem

kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken. 5

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, so viel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernstern Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn betätigen: *Vigilando ascendimus!* 15 20

13. Anna Amalie,

Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschen- 25
geschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und teilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wich- 30

tigkeit, indem eine kurzgefaßte Übersicht der Tugenden und Taten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir
 5 heute feiern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtnis einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit
 10 persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühesten
 Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren
 zählt; Nichts eines Königs, des größten Mannes seiner
 Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und
 15 Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinne weiter bilden-
 20 den Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Kultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

25 Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vorteile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden
 1756
 1757
 30 und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.
 1758

Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden Sieben-

jährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heersührenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungerstot. Gerechtigkeit und freier Edelmut bezeich- neten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff, mit Freude und Vertrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück des weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingeborenen Geist: denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgeborenen die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirtschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun, unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht getan, das, was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderer Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen

höhern Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer ungleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstfinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem alles Denkenden anders vorgeesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für andere aufopfernd, von den Fluten verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stun-

den, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem

5 Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah — da scheint ihr Herz nicht länger gehalten

10 und ihr mutiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Äußern ruhig, gefällig, anmutig, teilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst

15 zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären; ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen als notwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

20 Und wenn von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Übel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüt beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf

25 sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen! Und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung

30 zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorthier, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unter-

1807
April 10.

brochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfsreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

14. Nidels und der früher heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Clevoigt und Jagemann Totenfeier.

Die Betrachtung, die sich uns nur zu sehr aufdrängt: 5
daß der Tod alles gleich mache, ist ernst, aber traurig und ohne Seufzer kaum auszusprechen; herzerhebend, erfreulich aber ist es, an einen Bund zu denken, der die Lebenden gleich macht, und zwar in dem Sinne, daß er sie zu vereintem Wirken aufruft, deshalb jeden zuerst 10
auf sich selbst zurückweist und sodann auf das Ganze hinleitet.

Betrachten wir also die von uns abgeschiedenen Brüder, als wenn sie noch unter uns wären! Auch sind sie noch unter uns; denn wir haben wechselseitig auf 15
einander gewirkt, und indem daraus grenzenlose Folgen sich entwickeln, deutet es auf ein ewiges Zusammensein.

Unser Bund hat viel Eigeneß, wovon gegenwärtig nur das Eine herausgehoben werden mag, daß, sobald wir uns versammeln, die entschiedenste Art von Gleich= 20
heit entsteht; denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen, Talenten treten zurück und verlieren sich in der Einheit, sondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder sieht sich an der ihm angewiesenen Stelle gehalten. Dienender Bruder, Lehr= 25
ling, Geselle, Meister, Beamte, alles fügt sich dem zugegetheilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meisters vom Stuhl: man hört keinen Titel, die

notwendigen Unterscheidungszeichen der Menschen im gemeinen Leben sind verschollen; aber auch nichts wird berührt, was dem Menschen sonst am nächsten liegt, wovon er am liebsten hört und spricht; man vernimmt nichts von seinem Herkommen, nicht, ob er ledig oder verheiratet, Vater oder kinderlos, zu Hause glücklich oder unglücklich sei; von allem diesen wird nichts erwähnt, sondern jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft, in Betracht höherer, allgemeiner Zwecke auf alles Besondere Verzicht zu tun.

Höchst bedeutend ist daher die Anstalt einer Trauerloge; hier ist es, wo die Individualität zum ersten Male hervortreten darf, hier lernen wir erst einander als Einzelne kennen; hier ist es, wo das bedeutende wie das unbedeutende Leben in seinen Eigenheiten erscheint, wo wir uns in dem Vergangenen bespiegeln, um auf unsern gegenwärtigen lebendigen Wandel aufmerksam zu werden.

In diesem Sinne tragen wir kurze Lebensbeschreibungen von Freunden vor, die den Abgeschiedenen mit teilnehmender Liebe durchs Leben begleiten; und so folgen denn vorerst hier kurz zusammengefaßte Nachrichten von vier Brüdern, die wir heute betrauern; keine Betrachtung, welche wir bis ans Ende versparen, unterbreche den Vortrag.

I. Christoph Wilhelm Rästner,

geboren 1783, den 17. Mai, zu Mittelhausen bei Alstedt; sein Vater war Maurergefelle daselbst. Den ersten Unterricht empfing er in der dortigen Schule; man bemerkte bald an ihm eine leichte Fassungsgabe und viel Trieb nach höherer Kenntniß und Tätigkeit; er übte Musik und sodann nebst den alten auch die französische Sprache. Unter kümmerlichen Umständen verbrachte er zwei Jahre auf dem Gymnasium zu Weimar; seine Vorzüge wurden jedoch bald bemerkt; Sitte, Höflichkeit, Dienstfertigkeit

machten ihn seinen Vorgesetzten wert, ihre Empfehlungen öffneten ihm den Zutritt in einige Familien, wo er Unterricht gab, außerdem er im stillen seine Freistunden dem Studium der theoretischen Musik widmete; seine Lage verbesserte sich nach und nach, daß er nicht allein bequemer 5 leben, sondern auch des Vaters Häuschen und Acker von Schulden befreien konnte. Die Stelle eines lehrenden Seminaristen erhielt er im achtzehnten Jahre, schlug im neunzehnten eine Schullehrmeisterstelle aus, fuhr fort, sich und andere zu bilden, bis in sein vierundzwanzigstes. 10

Im Jahre 1807 erfuhr er die Auszeichnung, als Nichtstudierter, die damals erledigte Stelle eines Kantors an hiesiger Stadtkirche und Lehrers der sechsten Klasse des Gymnasiums zu erhalten.

Diesem Berufe widmete er seine ganze Tätigkeit, 15 brachte mit Güte und Strenge Ordnung, Sitte und Fleiß in die einigermaßen verwilderte Schule; er wußte sich zu den Kindern herabzulassen, ihre Liebe zu erwerben, Folgsamkeit zu gewinnen und Vernbegierde zu erregen.

Wir verdanken ihm den vierstimmigen Chorgesang 20 unsrer Currentschüler, den er mit unermüdetem Fleiß und Anstrengung in vier Jahren auf einen hohen Grad ausbildete. Auch zu einem reineren Kirchengesang hat er vieles beigetragen.

In einer glücklichen Ehe lebte er elf Jahre, ward 25 Vater von zwei Knaben und einem Mädchen, die er treu und liebevoll wie die übrigen Kinder aufzog und unterrichtete.

Bei kärglichem Einkommen und nicht sorgenfreiem Leben erzeugte er mehreren Jünglingen, die sich dem 30 Schullehrerstande widmeten, väterliche Wohlthaten.

Gefällig, unverdrossen und uneigennützig, besorgte er auch gern die Aufträge entfernter Gönner und Freunde mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie denn alles, was

er vornahm, in musterhafter Ordnung geschah: Hauswesen, Zeit, Arbeiten, alle Handlungen waren geregelt.

Offen, aufrichtig und ehrlich erwies er sich gegen jeden, der ihm sein Vertrauen schenkte, und wußte bei
 5 angeborner Höflichkeit und Bescheidenheit doch eine unangenehme Wahrheit, wenn es darauf ankam, gegen einen Bildungsbedürftigen auszusprechen.

Am 20. Juni 1814 wurde er in unseren Bund aufgenommen, wo er sich sogleich einheimisch fand und sich
 10 demselben mit Freudigkeit widmete.

Seine Gesundheit war nicht die stärkste; frühere Anstrengungen, die Pflicht eines guten Sohnes, die späteren eines Hausvaters zu erfüllen, bei sitzender Lebensart so vieles zu leisten, raubte seinem Geist die heitere Stim-
 15 mung, und da er endlich nach verbesserter Besoldung sich auf einem kleinen Stückchen Gartenland ansiedelte und einen erheiterten Blick ins Leben warf, fühlte er eine Ahnung von baldigem Hinscheiden und entschlief in der Nacht des 14. Julius 1819. Sein Pflegesohn, der Kantor
 20 Wichhardt in Liebstedt, nahm den ältesten Sohn an Kindesstatt an; ein gleiches tat Frau Dämmerhirt allhier an ihrem Paten, dem zweiten, und so haben treue und liebevolle Handlungen ihre unmittelbaren Folgen.

II. Johann Michael Krumbholz

wurde 1750 den 6. November zu Bohma im Blankenhainischen einem Schullehrer geboren. Im dreizehnten
 25 Jahre fühlte er den Trieb, sein Brot selbst zu verdienen, und ging nach Blankenhain zu dem Kanzleirat Schulze in Dienste, wo er fünf Jahre lang blieb; sodann diente er in Weimar bei dem Geheimen Hofrat Hufeland, der
 30 ihn der verehrten Herzogin Amalie empfahl, welche treffliche Fürstin er sich durch bescheidene Treue und Dienstfeiser geneigt machte.

Höflichkeit, Bereitwilligkeit und verträgliches Wesen bewirkten, daß man ihn immer auf Reisen mitnahm, wo er sich in alles gut zu schicken wußte.

Nur als die Herzogin im Jahre 1788 die Reise nach Italien antrat, ließ sie ihn wegen schwacher Gesundheit zurück, sandte ihn aber nach Braunschweig, wo er die Vergolderkunst erlernte, die er nachher sowohl in ihrem Dienste als sonst auszuüben Gelegenheit fand.

Er blieb ihr dagegen anhänglich bis zum Tode und wurde im Jahre 1807 zum Kastellan der fürstlichen Wohnung befördert.

Bei Wiedereröffnung der Loge in diesem Lokal ward er als dienender Bruder aufgenommen und verrichtete, wie es seine geschwächte Gesundheit und sein Alter erlaubten, immer treu die ihm übertragenen Geschäfte.

Am 13. Oktober 1819 erfolgte sein Ableben.

III. Christian Anton August Clevoigt.

Geboren im Jahre 1767 zu Maua unweit Jena; sein Vater war Prediger daselbst. Im Jahre 1769 nahm ihn sein kinderloser Oheim, Hofrat Wiedeburg, nach Jena, welchem er einige Zeit darauf nach Alstedt folgte. Mehrere Jahre verbrachte er in der Klosterschule zu Roßleben; 1781 aber bildete er sich auf dem Gymnasium zu Weimar unter Heinze und Musäus.

Nachdem er in Jena von 1783 an die Rechte studiert, erhielt er bei dem Justizamte zu Weimar den Access und genoß der Vorsorge seines immer liebenden, indessen in die Residenz als Regierungsrat versetzten Oheims.

Im Jahre 1791 wurde er bei den Stadtgerichten zu Jena als Vormundschaftsaktuar und Sportel-Einnehmer angestellt, mit der Lizenz, zu praktizieren, und ward 1794 zum Stadtrichter erwählt.

Da fielen ihm hinterlassene geheimnisvolle Papiere

eines Niederländers in die Hände, die, obgleich in holländischer Sprache abgefaßt, in ihm eine Sehnsucht nach unserem Bunde erregten, zu dem er sich denn auch endlich gesellte. Nach dem Tode des Bürgermeisters
5 Paulsen ward er unter dem Titel eines Vicebürgermeisters in den Stadtrat zu Jena aufgenommen und ihm endlich das Amt eines Polizeisekretärs übertragen, welches er bis an seinen Tod bekleidete.

In zweimaliger Ehe lebte er im glücklichsten Ein-
10 verständnis; allein Krankheiten und Hinscheiden der Seinen, wachsende Bedürfnisse und Sorgen verursachten, daß er zuletzt dem stillen Kummer unterlag.

Seine ihm eigene Tätigkeit fand in den ihm ob-
liegenden Amtsgeschäften nicht hinreichende Befriedigung;
15 ein gewisser allgemeiner ihn belebender Sinn trieb ihn, ins Ganze zu wirken, weswegen er eine Anstalt errichtete, durch welche Aufträge besorgt, Anfragen beantwortet und manchen Bedürfnissen abgeholfen werden sollte; auch wollte er seine ausgebreiteten polizeilichen
20 Kenntnisse nicht unbenutzt lassen: er gab eine Zeitschrift heraus und arbeitete unermüdet zum Vorteil der anderen, ohne dadurch den eigenen Vorteil bezwecken und seine häuslichen Umstände verbessern zu können.

IV. Ferdinand Jagemann,

den 24. August 1780 zu Weimar geboren — sein Vater
25 Bibliothekar der unvergeßlichen Herzogin Amalie — zeigte sehr früh besondere Neigung und Geschick für die zeichnenden Künste, welche zu äußern und zu üben das unter Leitung des Rat Kraus errichtete freie Zeicheninstitut Gelegenheit gab. Schon im 15. Jahre versuchte
30 er sich in Kassel unter Aufsicht des dortigen Tischbein, eines väterlichen Freundes, und brachte nach halbjähriger Abwesenheit eine Preidezeichnung der Abnahme Christi

vom Kreuz nach Rembrandt zurück, welche so viel Anlage zeigte, daß unser kunstliebender Fürst sogleich beschloß, ihn nach Wien zu Jünger abzusenden, wohin er denn auch in seinem 16. Jahre schon abging. Nach zweijähriger Anwesenheit malte er sein erstes großes Bild in Öl, 5 eine Kopie nach Fra Bartolommeo, die Beschneidung Christi vorstellend, an welchem wir uns noch erfreuen.

Vor dem Schluß eines fünfjährigen Aufenthaltes malte er noch zuletzt das lebensgroße Bildnis des Herzogs von Sachsen-Teichen, welches uns heute noch sein 10 Talent betätigt.

Nach dem Willen seines großmütigen Beschützers ging er nach Paris, wo er sich an die italienischen Meister hielt und besonders Raphael ins Auge faßte. Eine Kopie nach Raphaels Madonna von Foligno und 15 nach Guido Renis Kindermord gaben Beweise seiner Fortschritte in der Kunst.

Im Jahre 1804 kam er nach Weimar zurück, malte das lebensgroße Bildnis seines Beschützers und eilte sodann im August 1806 nach Wien und von da nach Rom, 20 woselbst er drei Jahre lang studierte. Eine bedeutende Frucht seines dortigen Aufenthaltes ist die Erweckung des toten Knaben durch den Propheten Elisa in Gegenwart der Mutter, Figuren über Lebensgröße und noch jetzt dem Auge eines jeden beschauenden Kenners ausgesetzt. 25 Im Jahr 1810 kehrte er nach beinahe funfzehnjähriger, nur kurz unterbrochener Abwesenheit nach Weimar zurück und fand Gelegenheit, sich als ausgezeichnetes Porträtmaler zu erweisen. Hiervon können die lebensgroßen Porträts der herzoglich Coburgischen Familie und des 30 Prinzen von Saxe Beweis geben.

In diese Epoche fällt die Aufnahme in unsern Bund.

Deutschlands politische Lage wurde jetzt immer ernster, der Freiheitsruf ertönte an allen Orten. Unser

durchlauchtigster Protektor schloß sich an die Häupter des heiligen Bundes; da gab Jagemann dem Drange seines Herzens Gehör und führte die Fahne der zum Kampf für Fürst und Vaterland sich freiwillig rüstenden Schar.

5 Durch Anstrengung und vereinte Kräfte der verbündeten Heere waren die Feinde niedergekämpft, ihre Hauptstadt erobert, und Jagemann hatte das unaussprechliche Glück, einer der ersten Verkünder dieser frohen Botschaft in Deutschland zu sein. An allen Orten wurde
10 er mit Jubel empfangen, in Hanau sogar die Pferde seines Wagens abgespannt und er im Triumph durch die Stadt geführt. Sein hiesiger Empfang ist gewiß noch jedem erinnerlich.

Nach errungenem Frieden kehrte er in seine Werkstatt zurück und malte lebensgroß den auf seine Konstitution sich stützenden Großherzog. Da erhielt er die
15 goldene Verdienstmedaille nebst dem Hofrats-Charakter.

Das dritte Jubiläum protestantischer Glaubensfreiheit bewog die Gemeinde zu Udestedt, dem Begründer
20 derselben, dem heldenmütigen Luther, ein Denkmal zu stiften, und Jagemann bekam den Auftrag, einen bedeutenden Moment aus Luthers Leben zu malen; er wählte den Wendepunkt des ganzen großen Ereignisses, wo Luther vor Kaiser und Reich seine Lehre verteidigt.
25 Das Bild wurde mit großer Feierlichkeit in des Künstlers Gegenwart in der Kirche genannten Ortes aufgestellt.

Längst war ihm von einem alten Freunde, dem Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, der Antrag geschehen, in eine von demselben neu erbaute Kirche ein
30 großes Altarbild zu malen. Auf einer Reise in das südliche Deutschland wurde ein so wichtiger Antrag erneuet und besprochen, nach des Künstlers Zurückkunft hierher die Ausführung desselben begonnen.

Unser durchlauchtigster Protektor unterstützte ihn auch

hierbei aufs großmüthigste; es wurde, weil kein Lokal sich hoch und groß genug vorfand, ein neuer Arbeitsaal dazu gebaut und dem Künstler noch mehrere andere Erleichterungen verschafft.

Christi Himmelfahrt sollte sein Pinsel versinnlichen. 5
Um nun diese große bedeutende Aufgabe zu lösen, unternahm er die Vorarbeit einer Zeichnung in schwarzer Kreide und führte sodann die einzelnen Teile in großen Kartonen aus. Eine bedeutende Brustkrankheit jedoch warf ihn aufs Krankenbett, und es verging lange Zeit, 10
bis er sich wieder völlig zur Arbeit tüchtig fühlte; endlich wußte er sich zusammenzuraffen und mit angestrengter Tätigkeit ans Werk zu gehen.

Er überwand jede körperliche Schwäche, die sich seinem Vorhaben entgensetzte, und hatte mit Schnelle, ja mit 15
Eile das Bild vollendet, worauf er alle seine Kräfte sammelte, um es an den Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Müde und unwohl kehrte er von dort zurück, traurig, daß sein oft geäußelter Wunsch, die Auferstehung zu malen, nicht erreicht werden konnte; und es blieb wahrhaft zu be- 20
dauern, daß einem Künstler, der nach und nach sein Talent auf einen so hohen Grad gesteigert hatte, eine nunmehr gewiß ganz meisterhafte Darstellung versagt war. Sein Brustübel vermehrte sich, er mußte viel erdulden; am 9. Januar 1820 ging er hinüber, im noch nicht erreichten vierzigsten 25
Jahre, viel zu früh für Kunst, Familie und Freunde.

Eine Anzahl Kriegskameraden trug ihn zu seiner Ruhestätte, die ihm neben Lukas Cranach und seinem ersten Lehrer Kraus gegönnt war: ein würdiger Platz, die irdische Hülle unsers deutschen Künstlers aufzunehmen! 30

Wenige allgemeine Betrachtungen über die uns dargestellten Lebensereignisse von vier Brüdern, deren jeder

in seiner Art unserm Bunde Ehre macht, wird man wohl hier erwarten dürfen. Der Erste, in Armut und Niedrigkeit geboren, höhere Eigenschaften in sich fühlend, mit entschiedenem Willen die Ausbildung derselben erstrebend, 5 einen mäßigen Zustand erreichend und in demselben selbstständig, sich selbst beherrschend, seinen Vorsätzen, seiner Pflicht getreu, ein ruhiges Leben in Mittelmäßigkeit führend, gibt uns das schönste Beispiel eines aus sich selbst entwickelten, im engen Kreise tätigen, der Gesellschaft 10 nützlichen und kaum bemerkt vorübergehenden Mannes. Gerade dies sind Eigenschaften und Schicksale, die sich in der bürgerlichen Welt sehr oft wiederholen und überall, wo sie erscheinen, ein segenvolles Beispiel hinterlassen.

Der Zweite, in einen leidlichen Zustand eintretend, 15 fühlt schon in den Anabenzahren, daß es schwer sei, für sich selbst zu bestehen, daß vielmehr derjenige wohl tut, der sich bald entschließt, zu eigener Erhaltung anderen zu dienen, um bei fortgesetztem guten Betragen sich an das Glück mehrbegünstigter Weltbürger mit angereicht zu 20 sehen. Hier gelangt er denn über wenige Stufen in den Dienst einer vortrefflichen Fürstin, genießt den Vorteil ihrer Nähe zu den schönsten Zeiten, schließt zuletzt seine Laufbahn als dienender Bruder des hohen Bundes und fühlt sich in die würdigste Einheit verschlungen. Ein 25 günstiges Schicksal, das er sich durch lebenslängliche Dienstfertigkeit wohl verdient hat.

Der Dritte, im mittleren bürgerlichen Leben einen bequemen Weg geführt, findet zuletzt angemessene Stellen im Staate; er versieht sie mit Zufriedenheit seiner Vor- 30 gesetzten und des Fürsten und hält sich gleichmäßig aus bis ans Ende. Aber die ihm obliegenden Geschäfte füllen seine Tätigkeit nicht aus, eine mäßige Einnahme reicht zu seinen Bedürfnissen nicht hin, und so bemüht er sich im weltbürgerlichen Sinne, durch Vieltätigkeit anderen

zu dienen und vielleicht dadurch sich selbst zu nützen; aber keines von beiden gelingt in dem Grade, daß die doppelte Absicht erfüllt würde; wir bemerken seine Wirkung nach außen oft unterbrochen, gelähmt, und sehen ihn aus einer sorgenvollen Lage hinscheiden.

Der Vierte gibt uns gleichfalls Anlaß zu ernstern Betrachtungen. Er war von Jugend auf durch Natur und Umstände begünstigt; als Knabe schön gebildet, Liebe und Neigung sich von früh auf erwerbend; aus dem Jünglinge entwickelte sich ein treffliches Künstlertalent; er lebte als treuer heiterer Freund unter seinen Gesellen, zeigte sich als wackerer kriegerischer Bürger, und in allen diesen Zuständen sieht er sich gefördert, jeden Wunsch erreicht, jeden Voratz begünstigt.

Betrachten wir ihn nun als Maurer, so fällt auch hier jede Bemerkung zu seinen und unsern Gunsten: mit Leidenschaft schloß er sich an unsern Bund; denn er fühlte darin die Ahnung dessen, was ihm sein Leben durch gefehlt hatte, dessen, was er bei dem besten Willen aus sich selbst zu entwickeln, bei sich selbst festzustellen nicht vermochte: einen gewissen Halt nämlich, ein Regulativ, woran er sich als Künstler messen, als Mensch, Freund und Liebender prüfen konnte. In unserem Bunde erschien ihm zum erstenmale das Ehrwürdige, das uns selbst Würde gibt, die alles umschlingende, aus lebenden Elementen geflochtene Kette, der Ernst einfacher, immer wiederkehrender und doch immer genügender und hinreichender Formen.

Dieser Eindruck auf das empfängliche Gemüt war so groß, daß er unseren Arbeiten niemals ohne Aufregung beiwohnen, ihrer niemals ohne Rührung gedenken konnte; daß er in denselben Sitte, Gesetz, Religion zu fühlen und vorzuempfinden glaubte, und zwar in dem Grade, daß er in seinen letzten Augenblicken als höchste Beruhigung empfand, einem Bruder die Hand zu drücken und den

übrigen Verbundenen einen traurig-dankbaren Gruß zu senden. Ja man kann überzeugt sein, daß, wäre er früher in unsere Verbindung getreten, ihm dasjenige geworden wäre, was man an ihm zu vermissen hatte.

- 5 Und hiemit laßet uns zum Schluß eilen; denn sowohl über ihn als sonstige Abgeschiedene eigentlich Gericht zu halten, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschie-
- 10 denen; nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und getan, beschäftigen die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

15. Dankbare Gegenwart.

1823.

- 15 Der erste Aufblick nach einer schwer überstandenen Krankheit ins Leben erregte mir die angenehmste aller Empfindungen: eine allgemeine Teilnahme kam mir entgegen, und ich fühlte das höchste Glück, sogleich heiter und gut gestimmt das mir Gegönnte vollkommen zu ver-
- 20 ehren. Die Sorgfalt meiner nächsten Umgebung wußte ich schon während der Krankheit würdig zu schätzen, da mir die Fähigkeit, das Gegenwärtige zu beachten, niemals genommen war. Hieran schloß sich die deutlich ausgesprochene Neigung meiner hohen Gönner und sämtlicher
- 25 Mitbürger, daß ich wirklich einiger Mäßigung brauchte, um hievon nicht allzu lebhaft gerührt zu werden; und so empfing ich denn nach und nach bescheiden auch von außen eben solche Zeugnisse, daß man meiner gedenke, daß man meinem Dasein einigen Wert beilege. Und hier ist Bedürf-
- 30 nis, ja Schuldigkeit, auszusprechen, verehrend und traulich

danfbar zu erwidern, wenn vom Thron bis zur Hütte mir unſchätzbare, würdige, liebevolle Zeugniſſe begegneten.

Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältniſſe; ja was 5 von der größten Bedeutung zu ſein ſcheint: Perſonen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten — denn wie manchen Freund verletzt man nicht in dem ſo verworrenen als flüchtigen Leben, das uns zwiſchen Pflicht und Leichtſinn, zwiſchen Zerſtreuung und Sorge, zwiſchen Beſchäftigung und Zeitverderb hin und her bewegt — wandten ſich 10 wieder zu mir, die alte Neigung trat hervor, das Gefühl des Zuſammenſeins auf Erden und des daraus entſpringenden Glücks behielt die Oberhand, und ich ſehe die ſchönſten Verhältniſſe wiederhergeſtellt, deren Entbehrung mir oft 15 empfindlich fiel. Gar manches hiebei, was die Perſönlichkeiten zu nahe berührt, geziemt ſich zu verſchweigen, anderes aber darf wohl freudig dankbar anerkannt werden.

Ich vernahm von freundlichen Gaſtmahlen, bei welchen man feſtlich dem Askulap einen Hahn geopfert; von andern, mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von 20 meiner Wiedergeneſung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geiſtreich poetiſche Darſtellungen erquickten mich, und auch an ſinnlicher Labung wollte man es mir nicht fehlen laſſen. Die Früchte ferner Gegenden 25 gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer friſchen Kindheit.

Und ſo ſollte mir denn auch ein anderer gemüthlicher Kunſtgenuß bereitet ſein. Das hieſige Theater, welches unter einer neuen Regie ſich einer neuen Epoche zu erfreuen hat, wollte dieſe Hoffnungen ſogleich beleben durch 30 die Aufführung des „Taffo“, welche mit einem ſinnig-herzlichen Bezug auf meine Zuſtände begann und ganz wie in vorigen Zeiten glückte, wobei ſich denn das Publi-

kann sowohl dem Verfasser als den Schauspielern günstig erweisen konnte.

Die Anmeldung des wohlgelungenen Unternehmens unmittelbar nach der Aufführung war liebenswürdig über-
5 raschend und dem Wiedergenesenden die anmutigste Erscheinung.

Nurz darauf kam mir Lord Byrons „Werner“ zuerst in die Hände, ich sah vor Augen, was mir schon angekündigt war: der Dichter ohnegleichen widmete mir eins
10 seiner vorzüglichsten Werke, und einer solchen Auszeichnung find' ich mich nur dadurch wert, daß seit vielen Jahren eins meiner angenehmsten Geschäfte ist, das Verdienst eines so außerordentlichen Mitlebenden treulich und gründlich zu schätzen und seinen Gang zu verfolgen, wie
15 ich ihm denn seit seinen English Bards and Scotch Reviewers anhaltend Gesellschaft geleistet.

Auch im Wissenschaftlichen erhielt ich die schönsten Zeugnisse des Andenkens und Teilnehmens mit Aufforderung zur Teilnahme. Unter dem Vorsitz des Herrn Grafen
20 Kaspar Sternberg verlieh mir die Gesellschaft des Prager Museums den Charakter eines Ehrenmitglieds und knüpfte mich noch mehr an eine Anstalt, der ich von ihren ersten Anfängen an zugetan gewesen und aus wahrhafter Neigung zu ihrem würdigen Stifter und Beförderer manche
25 Früchte meiner böhmischen Naturstudien gewidmet hatte.

Zu gleicher Zeit kommt mir vom Rheinstrom her neue Freude: zwei Männer, deren geregelte Tätigkeit ihrer umfassenden richtigen Ansicht gleich ist, wovon ich den einen als ältern verbündeten Freund, den andern
30 als glücklich neuerworbenen wohl ansprechen darf, die Herren Nees von Esenbeck und von Martius, vereinigen sich, mir eine bedeutende, von hoher Hand in fernen Gegenden gewonnene Pflanze zuzuschreiben und meinem Namen dadurch in dem sich immer weiter ausdehnenden

Naturkreise, worin ich mich nach meiner Art lebenslänglich bewege, ein ehrenvolles Denkmal aufzustellen.

Ganz unvorbereitet sodann ereignet sich folgendes: ein deutscher Naturforscher, Herr Professor Schwägrichen, gelangt nach Edinburgh und bringt die Nachricht von meiner Genesung; die dortige Gesellschaft der Wissenschaften zeichnet meinen Namen als eines einstimmig gewählten auswärtigen Mitgliedes sogleich in ihr Buch ein, und ich erwarte mit Bescheidenheit das Diplom, unterzeichnet von der Hand eines von mir so studierten als von der Welt anerkannten Schriftstellers. 5 10

Alles dieses und gar manches andere regt mich zur Prüfung auf, wie ich so große Beweise von entschiedener Theilnahme nur einigermaßen dankbar erwidern könne. Ich beantworte mir diese Frage auf das einfachste: auf eben die Weise, wie ich sie gewonnen habe, durch eine ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowohl meinem Vaterland als dem Auslande zu gute käme. Überzeugt bin ich, daß dieser schöne Zweck sich durch einen friedlichen Betrieb am sichersten erreichen lasse, worauf denn mein Augenmerk vorzüglich gerichtet bleiben wird. 15 20

Da es scheint, daß aus diesem schweren leiblichen Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugsamen Geistes- und Gemütskräften wieder hervorgehen lassen, so ist es meine Pflicht, an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken. Unterdeffen darf ich, bis mir vielleicht etwas Größeres gelingt, meinen entfernten Freunden, die sich mit mir unterhalten mögen, sowohl die auf Kunst und Altertum als auf wissenschaftliche Gegenstände bezüglichen Hefte zutraulich empfehlen, in welchen ich so wie bisher, wo nicht nach entschiedener Ordnung, doch immer nach dem jedesmaligen Interesse von meinen Beschäftigungen aufrichtig frohe Rechenschaft zu geben hoffe. 25 30

16. Selbstschilderung.

1797.

Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb
5 rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen gerichtet entgegen wirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen
10 Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Rich-
15 tungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähig-
20 keit dazu einsehen konnte. Seine teilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterwegs immer
25 etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er gibt nach oder er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten. Er kann alles geschehen lassen,
30 was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren,

wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geists, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war, hat er dieser Geistesstätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er jenen andern beiden Tendenzen, die ihm theils habituell, theils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zu statten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften: er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas Ähnliches hervorzubringen strebt.



Anmerkungen

Der vierte Teil bildet den gewaltsamen und künstlerisch nicht auf der Höhe der anderen stehenden Abschluß der Lebensgeschichte, er ist ein Kompromiß zwischen dem ursprünglichen Plan und der nach langer Pause deutlich empfundenen Unmöglichkeit, ihn durchzuführen. Mit dem pathetischen Zitat aus „Egmont“ wird freilich ein wirksamer Ausgang erreicht; aber gerade jene Bestimmtheit eines durch Vordeutungen und kritische Momente festgelegten Lebenslaufs wird durch dies „Fragezeichen am Schluß“ erschüttert.

So sucht denn auch das Motto die Senkung dieser Lebensbahn nicht mehr wie bisher innerer Notwendigkeit, sondern der Willkür einer höheren Macht zuzuschreiben. Wilhelm Meister tritt in den Herrschaftsbereich der geheimen weisen „Gesellschaft des Turms“; Goethe ebenfalls aus der typischen Entwicklung „von Knoten zu Knoten“ in den Bann eines „zu verehrenden Unerforschlichen“.

Im einzelnen gilt Buch XVI Vili, XVII dem Brautstand, XVIII der Schweizerreise als einem Versuch der Befreiung, XIX der wirklichen Forderung des Verhältnisses, XX der Flucht aus Vilis Park. Es ist ein fünftaktiges Drama, an dessen Ende der Verfasser zwischen der tragischen Auffassung der zerstörten Liebeseligkeit und der entschlossen resignierenden eines neuen Lebens den Lesern die Wahl läßt. Vili drängt zeitweilig den eigentlichen Helden der Biographie viel stärker in den Hintergrund, als es Friedrike oder Lotte irgend taten; aber Goethes Lebensstellung so gut wie die Anlage des ganzen Werkes forderten, daß schließlich doch auch sie nur als Episode, die Verlobung als überwundenes Hindernis angesehen werde. Die traurige Stimmung jedoch,

in der der Dichter nach dem Tod seines Sohnes das Werk wieder angriff, hat den frohen Siegeston nicht aufkommen lassen, zu dem die Moral des Märchens von der „Neuen Melusine“ berechtigt hätte.

Der Altersstil des Vorworts (S. 3) ist durch Änderungen Eckermanns, in dessen vielfach fragwürdiger Redaktion der ganze vierte Teil erst nach Goethes Tode erschien, nicht verbessert worden. — Die Vorrede will die Konzentration des Bilidramas entschuldigen, unter der die sonstige Komposition leiden mußte. Im übrigen gilt ja, was hier gesagt ist, zugleich von den früheren Teilen; auch schließt die Erzählung tatsächlich unmittelbar an Buch XV an.

„Der vierte Teil umfaßt, mit Ausnahme einzelner im dritten vorweggenommener Ereignisse, die ersten zehn Monate des Jahres 1775, mithin den Schluß der Frankfurter Zeit des Dichters. Das sechzehnte Buch weist auf den Winter jenes Jahres; die übrigen vier sind dem Frühling, dem Sommer und dem ersten Herbstmonate desselben gewidmet. Auf zwei Monate fällt hier ein Buch, im ersten Teil dagegen auf drei Jahre“ (v. Voeper).

Sechzehntes Buch (S. 4—25)

Seite 4, Zeile 14. Auch diesmal wird der Zustand inneren und äußeren Friedens, etwa wie beim Beginn von „Clavigo“ und „Tasso“, nachdrücklich geschildert, damit die Aufregung des Liebesdramas um so wirksamer absteche. Spinoza steht fast symbolisch für die tiefe Seelenruhe, zu der Entfugung und Weltbetrachtung führt. Deshalb geht Goethe hier ausführlich auf sein Verhältnis zu dem holländischen Philosophen ein, obwohl er schon im 14. Buch (Bd. 24, S. 216 f.) darüber gesprochen hatte.

S. 4, Z. 16. „In unsrer Bibliothek“: der städtischen im Barfüßerkloster, auf der Goethe auch die Lebensbeschreibung des Götz gefunden hatte. — Das Büchlein war von dem lutherischen Prediger Coler 1698 über Spinozas Leben verfaßt, 1706 ins Französische, 1733 ins Deutsche übersetzt.

Das Bild trägt in der Unterschrift eine kurze Biographie Spinozas mit jenen allerdings dem schlechten Porträt entsprechenden Schlußworten: „characterem reprobationis in vultu gerens“.

5, 5. Pädagogischer Wink, der Goethes eigene kritische Tätigkeit im Gegensatz zu der der Zeit charakterisiert.

5, 17. „Ein ruhiger Particulier“: ein für sich und „feinen Kreis“ lebender Mann im Sinne des Goethischen Ideals: „ein jeder lehre vor seiner Tür“.

5, 25. Darunter besonders die „Ethik“, die Goethe schon 1773 kennen lernte.

5, 33 f. Goethe benutzt die Gelegenheit, die Lieblingslehre seines Alters, von der Pflicht und dem Glück der Entsagung, nachdrücklich vorzutragen. Vgl. Bd. 21, Einleitung S. V f.

6, 30. „Alles ist eitel“: nach dem Prediger Salomonis 12, 8. Der Spruch erscheint Goethe als gotteslästerlich, weil danach alles Wirken der Künstlerin Natur völlig zwecklos und jede Vergeudung menschlicher Kraft und Zeit mit der weisesten Anwendung gleichberechtigt wäre.

7, 7 f. Die Gegenüberstellung von Übermenschen und Unmenschen stammt von Herder.

7, 10. Als Zeichen des Teufels, vgl. „Faust“ B. 2498.

7, 26. Den beiden am häufigsten mißdeuteten Schriften Goethes.

8, 2. Dem genialen Entwurf des „Ewigen Juden“ vom August 1774. Vgl. Bd. 24, S. 228 ff.

8, 15. Umschreibung des Mottos zum vierten Teil, wobei aber dessen Inhalt noch gesteigert wird: „Niemand vermag etwas gegen Gott — nicht einmal Gott selbst.“

8, 28. Wie Reimaruss in den „Allgemeinen Betrachtungen über die Kunsttriebe der Tiere“ (1773), denen Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (III, 4) beistimmen.

8, 34. „Gewerbe“ im Sinn von „Gelenk“.

9, 21. „Diesen Gegensatz“: der naturgemäß in ihrem Wesen beharrenden und der gegen die allgemeinen Gesetze handelnden Geschöpfe.

9, 32. Aus dem Gedicht „Der Musensohn“ (Bd. 1, S. 17).

10, 2. Petrarca soll oft um Mitternacht erwacht sein und dann ohne Licht seine Gedanken, sogar auf sein Pelzgewand, hingeschrieben haben.

10, 22. Man denke an Goethes Ballade „Der Sänger“ (Bd. 1, S. 101).

10, 23. Die etwas gewaltsam herbeigezogene Anekdote hat wohl auch praktische Absicht: sie soll die Bemühungen rechtfertigen, mit denen Goethe seine „Ausgabe letzter Hand“ mit schützenden Privilegien gegen den räuberischen Nachdruck umgab.

10, 27. Himbürgs Nachdruck brachte 1775 zwei, 1776 und 1779 zwei weitere Bände; Goethe hat die vielfach ungenauen Drucke, wie Michael Bernays entdeckte, den eignen Ausgaben (seit 1787) zu Grund gelegt.

11, 2. Nach einer Ordre Friedrichs d. Gr. vom 21. März 1769 mußten die Berliner Juden bei einem Gewerbeprivilegium für 500, bei Empfang eines Schutzbriefes oder der Erlaubnis zum Hausbau für 300 Taler Porzellan von der kgl. Porzellanmanufaktur ankaufen.

11, 8. Vorliegende Gestalt dieser Verse ist bezeichnend für die Art, wie Goethe die Lebhaftigkeit seiner Jugend in den gemessenen Ton des Alters verwandelte. Als er sie 1779 an Charlotte v. Stein sandte, lauteten sie:

„Langverdorrte halbverweste Blätter vor'ger Jahre,
Ausgekämmte, auch geweiht- und abgeschnittne Haare,
Alte Wämser, ausgetretne Schuh und schwarzes Binnen
(Was sie nicht ums leid'ge Geld beginnen!)

Haben sie für bar und gut

Neuerdings dem Publikum gegeben.

Was man andern nach dem Tode tut,

Tut man mir bei meinem Leben.

Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brot,

Für die Himbürgs bin ich tot.“

11, 14. Den aus Horaz bekannten römischen Buchhändler Sossius nennt Goethe wie hier so auch in seinem Brief an Schiller vom 23. Dez. 1795 Sossias.

11, 26. Gegensatz der poetischen Flut- und Ebbezeiten; ein Fall der von Goethe so gern aufgedeckten „Systole und Diastole“.

11, 34. Was sich aus seiner Natur und Lage notwendig ergab, wird von dem Greis hier als Ergebnis eines einmaligen, durch Überlegung veranlaßten Entschlusses dargestellt — ein bezeichnender Gegensatz zu der Auffassung vom stetigen, leisen Wachstum, die die früheren Teile beherrscht.

12, 17. Trattner, seit 1748 in Wien, von Joseph II. geadelt und privilegiert. Madlot, seit 1757 in Karlsruhe, wo ebenfalls, jedoch bei Schmieder, ein Nachdruck Goethischer Schriften erschienen war.

12, 21. Wahrscheinlich Professor Bödmann, der im Oktober 1774 in Frankfurt war; vgl. Brief an ihn vom 14. Nov. 1774.

13, 3. Zum ersten Male ein wirklicher, nicht überbrückter Bruch in der Erzählung.

13, 16. Auch hier ganz im Sinne des alten Goethe das Beiten und Führen stärker betont als das Bewegen aus eigenem Triebe.

13, 17. Umschreibung im Altersstil.

13, 25. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1774; vgl. den Brief an Schönborn (Cotta'sche Auswahl I, 171) vom 1. Juni 1774.

14, 16 f. Altersstil: „Knaben-Jünglinge“, „Neugierige meiner Freunde“, „unser Freund“.

15, 3 f. Nach Bettinens Erzählung („Briefwechsel mit einem Kinde“ 28. Nov. 1810). Vgl. S. 210 f.

15, 26. Gewaltfamer Übergang. „Der eigentliche Faden der Erzählung führt uns aus der ersten Hälfte des Jahres 1774 in den Winter 1774/75, zunächst in die letzten Tage ersteren Jahres“ (v. Voepex).

16, 11. Verschiedene literarische Spiegelungen des ungeselligen Dichters: der Bär aus „Wilis Park“ (aber auch Rousseau war von Madame d'Épinay so genannt worden); der Hurone aus Voltaires philosophischem Roman „L'Ingénu“;

der Westindier aus Cumberlands gleichnamigem Lustspiel von 1769, in dem Goethe 1778 auf dem Weimarer Privattheater gespielt hatte.

16, 19. Handelshaus eines Reformierten, womit bei den Frankfurter Verhältnissen eine gewisse Charakteristik des Hauses gegeben wird: Reichtum, Bildung, Kunstinteresse sind zu erwarten. — Das Schönemannsche Haus „zum Diebened“ lag am großen Kornmarkt neben der reformierten Kirche. Frau Schönemann, geb. d'Orville, leitete seit dem 1763 erfolgten Tode ihres Gatten die Bankgeschäfte mit dem Teilhaber Wegelin. Die einzige Tochter Elisabeth, Bili, war, als Goethe sie kennen lernte, erst sechzehnjährig (v. Doeper). Auch hier, wie in Sesenheim und Wezlar, nennt Goethe die Familiennamen nicht.

17, 21. Wieder ein gewaltsamer Übergang, um, wie es scheint, eine ältere abgeschlossene Aufzeichnung aufzunehmen. Zu Grunde liegt Jungs eigene ausführliche Erzählung in „Heinrich Stillings häuslichem Leben“ (1789), verbunden mit Goethes Erinnerungen. In Bezug auf den Verlauf der Operation selbst weicht Stillings Bericht stark ab.

17, 32. Der erste Besuch fand Ende Februar bis Mitte März 1775 statt.

18, 9. Die bei Goethes Verhältnis zu Jung-Stilling befremdende Ausdrucksweise mag auf die berlinische Redensart „man immer dreist und gottesfürchtig“ anspielen.

18, 15 f. Fr. M. v. Versner war ein Vetter von Goethes Jugendfreund Max Versner und damals erst vierzigjährig. Der „einsichtige Arzt“ ist der Bd. 24, S. 143 genannte Scharf-richtersohn.

18, 21. „Versner versprach Stillingen tausend Gulden zu zahlen, die Kur möchte gelingen oder nicht; diese tausend Gulden strahlten ihm bei seiner kümmerlichen Verfassung gewaltig in die Augen“ (Stillings Leben S. 66).

19, 29. Man halte diese gewaltsame Einführung moralischer Betrachtungen an beliebiger Stelle gegen die Kunst, mit der die früheren Bücher an entscheidenden Punkten die Belehrung aus der Erzählung hervornachsen ließen!

20, 8. Die ganze Charakteristik ist polemisch gegen die Frömmerei der Zeit gerichtet, wie sie etwa zu Goethes Erbauung Tieck in der Novelle „Die Verlobung“ parodistisch geschildert hatte.

20, 29. „Erweckung“: der plötzliche Durchbruch der Gnade in dem bis dahin der Welt lebenden Menschen; man erinnere sich etwa auch der Bekehrung des Freigeistes durch den Prediger Fresenius, Bd. 22, S. 168 f.

20, 32. Über das Aperçu hat Goethe oft gehandelt; vgl. Goethe-Jahrbuch XIV, 171.

21, 10. Goethe fand das Reimwort in Hugo Grotius' Florilegium ethicum politicum (1610) und verdeutschte es:

„In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.“

21, 25. Wiederum ein Wink an die Zeit. Polignac, Karls X. letzter Minister, hatte noch seine letzten, für die Vertreibung der Bourbonen entscheidenden Maßregeln auf den Glauben an „unmittelbare göttliche Einwirkung“ begründet.

24, 28. „Edel bezahlt wurden“: in edelmütiger Weise beruhigte Versner Jung selbst. Er sagte nach dessen Bericht: „Geben Sie sich zufrieden, lieber Doktor, es war mir gut, darum auch Gottes Wille, daß ich blind bleiben mußte; aber ich sollte die Sache unternehmen und Ihnen tausend Gulden zahlen, damit den übrigen Armen geholfen würde.“

25, 13. Die Schilderung Jungs hat Goethe besonders ausführlich durch Lektüre in dessen Schriften und mehrere Schemata vorbereitet. Die unfreundliche Aufnahme, die der alte Jugendfreund ihm nach vierzig Jahren 1815 in Karlsruhe bereitere, konnte ihn nicht veranlassen, den freundlichen Ton der Darstellung zu ändern. Es soll wohl in ihm das Bild eines Vertrauens auf höhere Führung gezeichnet werden, das durch schwere Schläge sich doch nur auf kurze Zeit erschüttern läßt — bei aller Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses ein Gegenbild zu Goethes spinosistischer Frömmigkeit, wie sie schon das Motto des vierten Teiles ausdrückt. Künstlerisch wirkt der Abschluß etwas matt, wie ebenfalls der Anfang des folgenden Buches.

Siebzehntes Buch (S. 25—57)

Dieses Buch schildert die Blütezeit der Liebe zu Lili. Eine eingehendere Schilderung der politischen und sozialen Verhältnisse ist in dem Augenblick, wo Goethe in das seßhafte Leben des Ehemanns einzutreten scheint, begründet; sie schließt auf geistlichem Boden, wo auch das vorhergehende und das folgende Buch enden.

25, 14. Die Geschichte seiner Liebe zu Lili hatte Goethe schon 1815 zusammenhängend und ausführlich skizziert, verteilte sie dann aber in die fünf Bücher des vierten Teiles, ähnlich wie er den Seseheimer Roman in die Darstellung des Straßburger Lebens verwoben hatte. — Der Name Lili wird erst hier genannt.

25, 23. Das Verweilen auf den Gesprächen entspricht dem oft betonten Wert, den Goethe im Alter auf Unterredungen legte und auch seine Romanfiguren darauf legen läßt. In früherer Zeit wären sie wohl direkt, in dramatischer Form, wie beim Eintritt in Seseheim, vorgeführt worden.

25, 30. „eine gewisse Gabe, anzuziehen“: die attrattiva, über die Goethe später (125, 14) ausführlich spricht. Mit den vorsichtig gehaltenen Sätzen wird das Geständnis einer gewissen harmlosen Koketterie umschrieben.

26, 17. „Tochter“: bezeichnend für das Mitglied einer angesehenen Familie, wie „Fräulein“ bei Fausts Anrede an Gretchen.

26, 27. Der älteste der fünf Brüder war Goethe abgeneigt; doch soll auch die Mutter „als eine durchaus praktische, von allem sich Rechenschaft gebende Frau“ bald die Überzeugung gewonnen haben, daß „der berühmte Goethe“ „ungeachtet seines hohen Geistes, seiner glanzvollen Eigenschaften, nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können“.

26, 33. Goethe vergleicht jetzt seine Erlebnisse mit dem Inhalt eines Romans, wie früher mit dem eines Dramas.

27, 4. Die direkte Einlage von Liedern in diesem Teil

entspringt doch dem vom Dichter selbst gefühlten Unvermögen, durch die Erzählung allein „einen Hauch jener Fülle glücklicher Stunden“ (28, 18) wie von Seseenheim und Weglar her wehen zu lassen.

28, 20. Die spielende Verfetzung in die Situation: „Doch wollen wir aus jener Gesellschaft nicht eilig abscheiden“ gehört Goethes Altersstil an. — Seinen Gegensatz zu „jener Pracht“ schildert passend der Brief an Auguste Stolberg vom 13. Febr. 1775 (Cotta'sche Auswahl I, 192 f.).

29, 8. Der Ausdruck „früh“ ist auffallend, eine sichere Heilung des vielleicht entstellten Wortes aber noch nicht gefunden; am nächsten läge wohl „frei“ = offenherzig.

29, 17. Offenbach verdankte die Grundlage seiner jetzt so bedeutenden Industrie eben den Reformierten, die dort aufgenommen waren; zu dieser französischen Kolonie gehörten Ellis Verwandte Bernard, d'Orville, André.

29, 30. Johann André, geb. 1741, Kaufmann, Komponist, seit 1774 Inhaber eines Musikverlags, vorübergehend als Kapellmeister in Berlin.

30, 1. Die Oper eröffnet den Kreis derjenigen „Zustände“, durch deren Schilderung Goethe das bürgerliche Milieu des damaligen Frankfurt im Gegensatz zu dem seiner Kindheit veranschaulichen will. — Theobald Marchand spielte dort seit 1773 zu den Herbst- und Ostermessen.

30, 11 ff. „La belle et la bête“, Text von Marmontel („Zemire et Azor“) 1771. — „Der Faszbinder“ von Audinot, deutsch von Faber 1773. — „Der Töpfer“ von André 1773. — „Die Jagd“ von Weiße, komponiert von Hiller, scheint Goethe hier mit Jfflands „Jägern“ vermischt zu haben.

31, 2. Joh. Ludw. Ewald (1747—1822), damals zweiter reformierter Prediger des in Offenbach residierenden Fürsten von Isenburg, später Ministerial- und Kirchenrat in Karlsruhe. Er hinterließ an hundert Bände Predigten und andere theologische und pädagogische Werke. Seine Zeitschrift „Urania“ (1796) wird in den „Kenien“ verspottet.

31, 10 f. Vernachlässigter Diktierstil.

31, 14. Bürgerers „Genore“, Herbst 1773 vollendet, 1775
Goethes Werke. XXV. 19

von André „für eine Singstimme ganz durchkomponiert mit Wechsel der Tonart und des Tempo“.

31, 18. Wieder ein Schlag gegen die abwechselungs-süchtige Jugend seiner späteren Tage.

32, 14. Abwehr des Verdachts einer gar zu „romantischen“, von der Muse geleiteten Lebensweise, zugleich zur Schilderung seiner Berufstätigkeit überleitend.

33, 19. Der Kopist Viebholdt (vgl. 48, 8. 117, 18 und Bd. 24, S. 142, 20), der zu der Figur Vansens im „Egmont“ beigezeichnet haben mag, wird wieder als Romanfigur charakterisiert.

34, 26. Zeremonieller Übergang.

34, 33. Der Geburtstag fiel auf den 16. Sept.; Ewald hatte sechs Tage vorher geheiratet, weshalb das „Bundeslied“ auch zuerst „einem jungen Ehepaar gesungen von Bieren“ überschrieben ward. Die Feier fand also erst nach der Schweizerreise statt. Vgl. Bd. 1, S. 76 u. 328.

35, 19. Goethe irrt in der Annahme, die hier erzählten Vorfälle hätten sich an diesem Tag ereignet. Denn an Vilis 17. Geburtstag war Goethe in der Schweiz. Auch war Ewald noch nicht verheiratet. Alle jene Vorfälle hatten daher eine andere Veranlassung, die Goethe nicht mehr innerlich gewesen sein mochte. Dünker vermutet eine von Vilis Oheim d'Orville beabsichtigte Verlobungsfeier am 30. April oder 1. Mai, der Vili ausgewichen sei. Wenn Goethe und Vili auch „deklariert“ waren (an Auguste Stolberg 15. Sept. 1775), so hat doch ein bindendes Verlöbniß und dessen öffentliche Feier, welche damals der Hochzeit nahe voranzugehen pflegte, niemals stattgefunden. (Nach v. Voepex.)

36, 15. George Schönmann war damals über 20 Jahr.

37, 34. Auch das „Gauneridiot“, die Familiensprache, gehört zu den Freimaurereien, die dem alten Goethe besonders behagen. Schon seine ersten Briefe an Christiane (Cotta'sche Auswahl Bd. 2) zeigen, daß er im eigenen Haus eine solche pflegte.

40, 29. Auch der „Minnedienst“ war durch die Beschäf-

tigung mit dem Mittelalter bei Fouqué u. a. eine Tendenz der Zeit geworden.

41, 21. Hohes Lied Salomonis 5, 2.

41, 27 f. Vgl. „Wahlverwandtschaften“ Bd. 21, S. 105.

42, 10. Vielmehr, wie v. Roeper berichtigte, den Mühlberg.

43, 21. Helene Delph, in den Vierzigern stehend, leitete seit 1761 das von ihrem Bruder in Heidelberg betriebene Geschäft und stand mit der gleichfalls geschäftlich tätigen Frau Schöнемann und ihrem Haus in freundschaftlicher Verbindung. Sie gehörte ebenfalls zu den Reformierten (vgl. über sie Erdmannsdörffer, Neue Heidelberger Jahrbücher 6, 187). Der Typus wird wieder in der Art einer Romanfigur vorgeführt; man denke etwa an Mittler in den „Wahlverwandtschaften“.

44, 29. Man beachte die Ausdrucksweise, in der Goethe hier von Gott spricht (vgl. „Natürl. Tochter“ B. 2703). — Über seine Gefühle vgl. Briefe wie an Auguste Stolberg 19. März 1775; an Herder 25. März; an Knebel 14. April (Cotta'sche Auswahl I, 198 f.).

45, 12. Also hier auch eine jener plötzlichen „Sinnesveränderungen“, wie sie bei Stilling besprochen werden. Der psychologische Umschwung und seine ethische Bewertung ist dem Romanschriftsteller von größter Wichtigkeit.

45, 23. Die Moral des „Tasso“.

45, 30. Das erste Mal, daß der Dichter eine Krisis ausdrücklich als solche kennzeichnet.

46, 4. Dünzger änderte in „unerträgliche“, gemeint sind aber solche Forderungen, die sich untereinander nicht vertragen: die Welt verlangt von den jungen Ehegatten eine Zärtlichkeit, die sie dann doch wieder verspottet; halten die jungen Gatten es, wie sie wollen, immer erscheinen sie „absurd“, d. h. (nach Goethes Sprachgebrauch) den allgemeinen Vernunftanschauungen widersprechend. — „Besonders in der späteren Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen“: Liebende, die nach langer Verlobung endlich doch ein Bündnis schließen, ohne die Situation erreicht zu haben, auf die sie warteten; von

ihnen verlangt die Welt Geselligkeit und findet es lächerlich, leben sie „über ihre Verhältnisse“. Es werden wohl bestimmte Erfahrungen vorschweben.

46, 13. „Der Trugschluß, daß, was man wünscht, wirklich sei“ (Dünker); vielleicht auch, daß es das Rechte sein müsse, weil man es so eifrig begehrt. Goethe glaubt eben nun nicht mehr an die wahr sagende Bedeutung der instinktiven Neigungen.

46, 20. Anna Sibylla Münch; vgl. Bd. 24, S. 258 f.

46, 30 f. Umschreibungen für die Verschiedenheit der Lebenshaltung: hier das alte einfach-vornehme Patrizierhaus, dort das glänzende Kaufmannshaus mit einem leichten Anflug von der Art der Parvenüs. Man denke an Hermanns Gegensatz zu der Familie des reichen Kaufmanns in „Hermann und Dorothea“.

47, 9. Der Gegensatz der Reformierten gegen die Lutheraner hatte wohl in Goethes Jugend nicht ganz so viel zu bedeuten; zur Zeit der Abfassung dieses Teils war er durch den Unionsstreit in Preußen neu erregt.

47, 25. Der Kontrast des alten, geheime Verbindung und höhere Zeitung liebenden Goethe zu dem jungen, der sich den Freimaurern innerlich so wenig anschließen konnte wie den Herrnhutern, tritt hier augenfällig hervor.

48, 2 f. „Kollektive Stellen“: ein Mann, wie z. B. Hüsgen, vertrat mehrere Reichsstände zugleich. — „Grenzenlos erweitern“: das Wort „grenzenlos“ hat bei Goethe noch nicht die hyperbolische Bedeutung, die wir ihm beilegen; es heißt nur „ohne feste Begrenzung, unbeschränkt“.

48, 8. Goethe greift auf Buch XIII (Bd. 24, S. 142) zurück. „Die Kanzleidreierheit“: der Dichter, sein Vater und der Sekretär Viebhold, s. o. 33, 19. — Der aufgeregte, unschlüssige Zustand wird durch den Abbruch der Erzählung besonders wirksam vorgestellt.

48, 16. Vgl. „Faust“ V. 860 ff.

48, 20. „Unwesentlich“ hier gleich imaginär, ohne wirkliche Wesenheit. Mit Recht hat man hervorgehoben, wie bezeichnend die ganze Stelle für eine Epoche ist, in der der

einzelne die Angelegenheiten der Gesamtheit noch nicht, wie heute, als eigene ansah und auch praktisch von ihnen weit weniger als jetzt berührt wurde.

49, 7 f. Vgl. Bd. 34, S. 214 f., 314 f.

49, 14. König Gustav III. von Schweden stürzte 1772, ein halbes Jahr nach seinem Regierungsantritt, die aristokratische Reichsverfassung. — Die politische Anmerkung war wohl durch die laute Vordringlichkeit der französischen Aristokratie unter dem 1830 gestürzten Karl X. veranlaßt. Dem konnte Goethe die Herrschaft der Aristokratie in seiner Vaterstadt gegenüberstellen.

49, 30. Dies geschah schon im Spätherbst 1769.

49, 32. Bei dem Bankier Joh. Phil. Bethmann.

50, 14 f. „Zutraulich“ = von Zutrauen erfüllt. „Zeitgeschlecht“ = Generation. — Die ganze politisch-historische Übersicht ist von der Art beeinflusst, wie Herder Fürsten und Staaten Revue passieren zu lassen liebte.

50, 21. „Die Menschen überhaupt“: die zahllosen Einzelle; „den Menschen“: den typischen Fall.

50, 29. Die Juden waren allein von der vollen persönlichen Freiheit noch ausgeschlossen, die sonst allmählich allen Ständen, wenigstens der Theorie nach, zu teil geworden war.

51, 23. Die ausschließlich vom kulturellen, ja literarischen Standpunkt aus genommene Beurteilung der allgemeinen Lage Deutschlands im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erweckt die Vorstellung einer weitverbreiteten „bezaglichen“ Zufriedenheit, der doch Goethes eigene frühere Charakteristik der „fordernden Epoche“ ebenso entschieden widerspricht wie die Stimmung im „Götz“ und „Werther“ und bei dem diesen Werken zujubelnden Publikum. Aber aus dem Mißvergnügen mit der Gegenwart heraus schien die Vergleichung jener Zeit mit der späteren dem Dichter „nicht allzu günstig“ für die letztere.

52, 9. Mißbilligung der zahlreichen besonders in Österreich angestrebten Adelsverleihungen.

52, 20. Die Szene im Hause des Grafen v. C., die

freilich an sich schon genügend die optimistische Schilderung der „Zeit eines reinen Bestrebens“ dementiert.

53, 4. Auch die Charakteristik des „Gög“ ist durch Goethes Abneigung gegen neuere politisch-agitatorische Literatur völlig verschoben und die scharfe polemische Tendenz der Dichtung in eine harmlos historische Schilderung umgedeutet.

53, 27. Dieser Satz, der die obige Darstellung der sozialen Verhältnisse bedenklich erschüttern könnte, trifft nur für den Zeitpunkt der Verlobung zu.

54, 8. Die Einlage dient, wie sonst die von Liedern und Dramenplänen, der Belebung. v. Voeper erinnert daran, daß schon in der Flugschrift „Von deutscher Art und Kunst“ Herder Guttens Denkmal erneuert hatte. Der hier im Auszug mitgeteilte Brief stammt vom 25. Okt. 1518; Goethe benutzte Wagners 1801 erschienene Übersetzung des lateinischen Originals.

54, 19. Um dieser Stelle willen ward also der Brief eingelegt. Es scheint hier wie oben (s. Anm. zu 49, 14) eine Mahnung gegen adeligen Hochmut mit der Warnung vor gleichmacherischer Auflehnung verbunden.

54, 27. „Wahnhaft“: die von Goethe benützte Übersetzung gibt Guttens „imaginarius“ mit „eingebildet“ wieder, was hier leicht einen falschen Sinn hätte geben können.

55, 26. „Ihrem Schmutz“: ihrer niedrigen Auffassung, die aus den humaniora ein Brotstudium macht.

56, 27. Dagegen heißt es im „Wilhelm Meister“, volle Freiheit der persönlichen Ausbildung sei in Deutschland nur dem Edelmann möglich.

56, 33. „Komplex“: charakteristisches Lieblingswort Goethes für solche an sich widersprechende Verbindungen, die sich doch lebenskräftig behaupten; vgl. oben 53, 1 und das berühmte Selbstporträt: „Sind nun die Elemente nicht Von dem Komplex zu trennen . . .“ Die ganze Anschauung ist der des jungen Goethe fremd.

57, 4. Die beiden adeligen Genossenschaften Ximpurg und Frauenstein standen seit der „Erschütterung“ unter Vinzenz Fettmilds (s. Bd. 22, S. 174) privilegiert an der Spitze.

57, 29. Ironisch: die lutherischen Bürger waren allein vollberechtigt, aber der größere Reichtum schuf den Reformierten Privilegien der Lebenshaltung.

57, 31. „Vorteile“: der Lutheraner in politischer, der Reformierten in sozialer Hinsicht.

Achtzehntes Buch (S. 58—90)

Das achtzehnte Buch enthält die erste Schweizerreise; es schließt mit einem Romaneffekt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, finden wir am Beginn des neunzehnten den Schauplatz unverändert. Die starke Mitwirkung von Tagebuchnotizen soll durch eingelegte lebhaftere Redestücke und Dramen-Analysen wettgemacht werden. Künstlerisch sind wohl nur die von Lili erzählenden Stellen mit andern Partien von „Dichtung und Wahrheit“ auf eine Stufe zu stellen.

58, 7. Die metrischen Künste der Zeit, die z. B. die Assonanzen der Romantiker statt des Reims begünstigt hatten, lenkten fortdauernd die Aufmerksamkeit auf die Grundlagen unserer Verskunst. Die antiken Versmaße hatte Platen, die poetische Prosa Heine in den freien Rhythmen der „Nordsee“ in Mode gebracht. Demgegenüber zeigt Goethe sich konservativ, wie er ja auch in dem Reimgespräch des zweiten „Faust“ und im „Divan“ den Reim gepriesen hat.

58, 25 ff. Gessners Idyllen seit 1754. — Klopstock „Tod Adams“ 1757, „Hermanns Schlacht“ 1769. — Bürgerliche Trauerspiele, seit Lessings „Miß Sara Sampson“ 1755. — Der fünffüßige Jambus, seit 1758 in deutschen Dramen Wielands. Sein allzu bequemer Gebrauch konnte leicht die Poesie zur Prosa herunterziehen. — Über Kamlers Versifizierungen s. zu Bd. 23, S. 67, 20.

59, 19. „Die geniale Epoche“, die wir die „Genieperiode“ zu nennen pflegen; daß aber Genialität und Korrektheit nicht Hand in Hand gehen, erscheint doch kaum befremdend. — „Strömend, fordernd und tätig“: in beständig anregender Tätigkeit begriffen.

59, 24. Eine eigenartige Erklärung der Ritterdramen. Der Schlußsatz richtet sich gegen die Nachahmung der Minnesinger seit Tiedé, bei Fouqué und anderen.

59, 33. „Der wirklich meisterliche Dichter“, der also mit Recht „Meisterfinger“ hieß. Über diese Tendenzen vgl. auch 54, 1 f. und Bd. 24, S. 74. — Die Hans Sachs'schen Knüttelverse bevorzugte der „didaktische Realismus“ des gealterten Dichters wieder in seinen „Zahmen Xenien“ und verwandten Dichtungen.

60, 7. Der „Faust“, an den vor allem zu denken ist, war im Entwurf zu diesen Ausführungen genannt. Goethe wollte aber wohl die Wertung des Lebenswerkes nicht durch einen Hinweis auf den „verwegenen Grund“ gefährden.

60, 19 f. Ein wichtiger Gesamtkommentar zu den zahlreichen erst spät veröffentlichten Improvisationen, Dichtungen polemischer und ähnlicher Art. Goethe faßt den damit geführten Kampf gegen Unwahrheit und Dilettantismus als einen dauernden auf, da er ja gerade der Gegenwart beide Grundfehler wieder zuschrieb: „Anmaßung“ der Romantiker, „Formen“ bei Platen, „entfaltete Mittelmäßigkeit“ (alles nach Goethes Urteil!) bei Uhland u. f. w. Daher auch seit 1820 die „Zahmen Xenien“. — „Genie streitet mit sich selbst“ mag auf den Kampf zwischen Platen und Heine gehen.

61, 1 f. „Monsieur le Harlequin oder des Harlekins Hochzeit“ Nürnberg 1695. — „Buden spiel“ von den „Buden“, d. h. Possentheatern. — Ursel Blandine, vgl. Bd. 24, S. 21.

62, 18. Die Wendung ist inhaltlich und formell für den alten Goethe gleich bezeichnend. Die zur Entscheidung Aufgeforderten, Riemer und Eckermann, unterließen den Abdruck dieses Namenverzeichnisses; vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie, Neue Folge, XIV, 290 f.

63, 4. Hans Arsch von Rippach, eine stehende Figur des Volkscherzes (vgl. „Faust“ B. 2189 f.) kann seinen „böse einflüßigen Namen“ nicht hören.

63, 6. „Der Norde“: vgl. zu „Faust“ B. 1796.

63, 28. Da der ursprünglich für das achtzehnte Buch

bestimmte Plan des „Faust“ ausgefallen war, wollte Goethe hier die „Aristeia der Mutter“ (s. Anhang S. 210 ff. nebst Anmerkung S. 326 f.) einfügen.

63, 29. Die Schilderung der Schweizerreise knüpft an den durch die „literarischen Angelegenheiten“ unterbrochenen Faden der eigentlichen Erzählung wieder an. „Um diese Zeit“ heißt: „zur Zeit, als das Verhältnis mit Vili den im vorigen Buche geschilderten Verlauf genommen hatte“ (v. Voeper). — Christian Graf zu Stolberg (1748—1821) und sein berühmterer Bruder Friedrich Leopold (1750—1819).

63, 32. Im Göttinger Musen-Almanach auf 1774 waren Goethes erste Beiträge erschienen; vgl. Bd. 24, S. 105.

64, 5. Das Bild ist wohl von dem bekannten, z. B. bei Jffland beliebten Theatercoup genommen, daß ein Fürst, der in einfacher Kleidung erschienen war, plötzlich den Überrock aufknöpft und nun den Stern auf der Brust sehen läßt.

64, 11. Vgl. Bd. 24, S. 154, 11.

64, 16. v. Haugwitz (1752—1831), Graf erst 1786, der Unglücksminister der napoleonischen Zeit.

64, 24. Im Volksbuch heißt es von Aja, der Mutter der vier Haimonskinder: „Zuletzt ging sie in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll und gab sie dem Reinold“ u. s. w. Goethe erinnerte sich dieses Ursprungs der Benennung nicht mehr, sondern dachte an den Gebrauch von Aja für Hofmeisterin der spanischen Prinzessinnen.

64, 29. Eine literarische Spiegelung im Vorbeigehen. Elisabeth im „Göz“ ist natürlich ein wirkliches Ebenbild der Frau Rat.

64, 33. Dem „poetischen Tyrannenhaß“ gab Friedrich Leopold Stolberg in diesem Jahr mit dem „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“ Ausdruck; die dritte Strophe lautete:

„Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!

Der Tirannen Blut
Färbte deine blauen Wellen,
Deine Felsen wälzende Wellen!“

65, 4. Vgl. Bd. 22, S. 37, 10 u. ö.

65, 20. Goethe ahmt den hochtrabenden Ton der Stolzbergischen Oden nach oder verfällt unwillkürlich in ihn.

65, 26. Elyturgus, König der Edoner in Thrazien, als Feind des Dionysos geblendet (Ilias VI, 130).

66, 1. Eine Selbstentschuldigung für den Abstand des Tons zwischen dem Erzähler und seinen dermaligen Helden. Fingierte Reden liebten nach dem Muster der Griechen und Römer auch die französischen Geschichtschreiber.

66, 30. Goethe verließ Frankfurt am Samstag den 14. Mai 1775 mit den beiden Grafen und Haugwitz, alle drei in „Werthers Uniform“. Aus Heidelberg schrieb der ältere Stolberg an seine Schwester Katharina: „Wenn Du unsere Wirtshaft auf der Reise sähest, Du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind, daß man jeden Augenblick stehlen muß. Das macht uns herrliche Freude, daß wir mit Goethe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr, sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr; seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde.“

67, 18. Auch hier Merck als Gegner des Dilettantismus. Zu seinen Worten vgl. Carlos im „Clavigo“, Schluß des zweiten Aktes. — Goethe hatte zuerst geschrieben „mit mephistophelischen Augen“. Übrigens scheint Merck die Grafen und besonders den jüngeren Stolberg nicht von vornherein mit Mißtrauen betrachtet zu haben; das Zusammenreisen konnte er aber auch, wenn dieser ihm gefiel, mißbilligen.

67, 29. Eine der wichtigsten Äußerungen, die je über den Dichter getan wurden. An ihrer Authentizität ist schwerlich zu zweifeln. Hier soll sie zugleich den Gegensatz zu denen ausdrücken, die sich von der Muse geleiten lassen und wie die Romantiker „das sogenannte Poetische zu verwirklichen“ suchten.

68, 15. „Genaturt“: scholastisch-zeremonieller Ausdruck.

68, 19. „Konklusionen“: seine Schlußfolgerungen aus der Beobachtung der Reisegefährten.

68, 21. In Mannheim waren sie am 16., in Heidelberg am 17. Mai.

69, 14. Anatoluthische Konstruktion: „bildete mir ein, daß“ und „es war mir, als wenn“ vermischt.

69, 20. Der Wirt sprach die zerbrochenen Gläser als „englisch“ an, d. h. als besonders kostbar, um sie sich recht hoch bezahlen zu lassen; so spricht Wilhelm Meister (Bd. 17, S. 6, 28) von dem Lurus, den sein Vater mit „englischen Mobilien“ treibt.

69, 22. Ankunft in Karlsruhe am 17. Mai Abends.

69, 32. Markgraf Karl Friedrich von Baden war damals noch nicht 50 Jahre alt (geb. 1728), regierte aber schon seit 1746 (und bis 1811).

70, 6. Vgl. 63, 12.

70, 23. Dies ist irrig: Goethe theilte Klopstock die Faustszenen in Frankfurt Ende März 1775, nicht erst in Karlsruhe mit; Klopstock hatte seine kurze Stellung am badischen Hof vor wenigen Wochen schon wieder aufgegeben.

70, 31. Goethe übergeht den Aufenthalt in Straßburg, bis 27. Mai. Dort traf er den jungen Prinzen Karl August von Meiningen, der im Februar nach der ersten Begegnung geschrieben hatte: „Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüſant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen und hat seine ganz eigne Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.“ Von Straßburg schrieb der Prinz jetzt wieder: er habe den Goethe recht gern „weil er so natürlich ist“. — In Emmendingen war Goethe vom 27. Mai bis 5. Juni.

71, 5. Die Schilderung Corneliens (vgl. Bd. 23, S. 16 ff.) ist hier doch wohl etwas zu beiläufig eingelegt. Goethe hat dabei das Ehepaar Schloffer zu dunkel gezeichnet, wie jetzt aus Witkowskis Buch „Cornelia, die Schwester Goethes“ zu ersehen ist.

72, 14. „Gütlich“, gewöhnlich „gattlich“ = passend; öfter bei Goethe.

73, 5. Gedacht ist besonders an die 74, 7 nochmals erwähnten Töchter des Kaufmanns Gerold (vgl. Bd. 23, S. 21 f.), sowie an Sibylla Münch (Bd. 24, S. 258 f.).

74, 30. Es ist schwerlich an Merck zu denken, obwohl, wie v. Voeper bemerkt, sich „die wenigen charakteristischen Züge“ wohl auf ihn deuten ließen. Es wäre nicht unmöglich, daß der Intrigant eine erfundene Persönlichkeit ist.

75, 2. Vgl. Ilias XVI, 6 f.

75, 7. Goethe kam über Freiburg und den Schwarzwald am 17. Juni nach Schaffhausen; den Rheinfluss hat er dann im Dezember 1779 und September 1797 wieder besucht.

75, 13. Am 8. Juni waren sie in Zürich; im „Schwert“ an der Brücke über die Limmat, wo diese aus dem See tritt, wohnte Goethe auch 1797. Lavater fungierte 1775 noch nicht an der Peterskirche, sondern an der Waisenhauskirche als Pfarrer.

75, 23. Wie Cornelia, wird nun Lavater auf dem Hintergrund seiner Tätigkeit vorgeführt; der Charakter eines gewissen „Nachholens“ statt des Einarbeitens in früheren Teilen ist nicht zu verkennen. Der erste Band der Physiognomik war 1775, kurz vor Goethes Abreise von Frankfurt, erschienen. Über Goethes Mitarbeit vgl. Bd. 34, S. 294 f.

76, 23. Das Gedicht ist das „Lied eines physiognomischen Zeichners“.

77, 9. Heinrich Vips, geb. bei Zürich 1758, von Goethe nach Weimar berufen (1788–1794), gest. 1817 in Zürich.

77, 22. Also in Umkehrung dieselbe Erfahrung, die Goethe in Straßburg mit der Sesenheimer Familie gemacht hatte.

77, 33. Abschließendes Urteil, das Friedrich Stolberg rechtfertigen soll.

78, 14. Bodmer war damals 77 Jahre, produzierte aber noch unablässig.

79, 6. „Der patriarchalischen Welt angehörig“: durch seinen „Noah“ und verwandte Dichtungen.

79, 11. Wieder eine jener Landschaftsübersichten von erhöhtem Standpunkt, wie sie vom Feldberg oder vom Straßburger Münster aus so kunstreich angebracht waren.

80, 5. Ein Wink an Goethes Besucher. — Übrigens hat er selbst ja eben erst von Bodmers „mittlerer Statur“ und „Munterkeit“ gesprochen.

81, 1 ff. Die folgende Darstellung ist, wie Dünker zeigte, vielfach unrichtig. Die Stolberge machten in der ersten Zeit ihre Ausflüge mit Goethe zusammen. Indem sie aber länger als dieser in der Schweiz bleiben wollten, verschoben sie den Ausflug in die kleineren Kantone, da man glaubte, der Gottshard sei noch voll Schnee, während Goethe sich nicht abhalten ließ, die Reise zu wagen. Der „glänzende Morgen“ war der des 15. Juni 1775.

81, 14. Auch diese „eingelegte Arie“ ist — seit dem ersten Druck im Jahre 1789 — charakteristisch verändert; der Anfang lautete ursprünglich viel Stolbergischer:

„Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.“

82, 7. Lavaters Physiognomik 2, 215: „Biel feiner, aber nicht weniger heiter, treu, redlich, zuverlässig, ergeben ist das untere schattierte Profil von einem trefflichen Landmann unsers Kantons. Der äußere Umriß, obgleich er viel verloren haben muß, ist der eines wirklich großen Mannes.“ — Bei Hoze lebte der geisteskranke Sohn Zimmermanns (vgl. Bd. 24, S. 252, 18).

82, 21. In dem Gedekthefchen, das auch die Tagebuchangaben enthält, steht die diesmal in ursprünglicher Fassung mitgeteilte Strophe; in den Gedichten (Bd. 1, S. 51

und 319) mit dem Schluß: „Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?“

82, 24. Maria Einsiedeln, die berühmte Wallfahrtskirche, die Goethe 1797 nochmals besuchte.

82, 34. Selbstverteidigung gegen die Angriffe, die Goethe wegen seiner Betrachtung der Sakramente (Bd. 23, S. 90 f.) von protestantischer Seite erfahren hatte. Zugleich ist an den Schluß des „Faust“ zu denken.

83, 13. Die Hütte des hl. Meinrad, in Marmorumkleidung. Er ist mit „jenem Ersten“ (3. 26) gemeint, der diese Flamme der Gottesfurcht angezündet.

84, 21. Auch hier die Wirklichkeit durch das Medium des fertigen Bildes gesehen, wobei aber schwer zu sagen ist, wie weit schon diese künstlerische Vorstellung die Erinnerung umfärbte. Goethe hatte wohl schon Bilder gesehen, die Szenen aus seinem Leben malerisch schilderten.

85, 10. Goethes Sammlungen enthalten zwei Exemplare des Kupferstichs.

86, 6. Goethe hielt den „Werther“ immer für ein besonders „wunderbares“, inkommensurables Produkt und umschrieb sich auch sonst als den, „der mit XXII den Werther schrieb“ („Zahme Xenien“).

86, 16 ff. Hier sind die Tagebuchnotizen fast ganz unverarbeitet wiedergegeben. Die „tüchtigen Ruder mädchen“ kehren ebenfalls im Roman wieder, in den „Wahlverwandtschaften“ (s. Bd. 21, S. 244, 31).

86, 27 ff. Vor Goethe hatten wenige Nichtschweizer den Rigi bestiegen. — „Das kalte Bad“ jetzt Rigi-Kaltbad, wie „das Kloster“ Rigi-Mösterli, „die Höhe“ Rigi-Kulm.

87, 16. Ein auffallend lyrisches Moment. Vgl. Bd. 28, S. 236.

87, 24. „Die drei Tellen“, wie die drei Schwur männer des Rütli oder Grütli im Volksmunde heißen. — Die ganze Situation ist an Tell und seine Legende als „poetischen Faden“ angeknüpft.

88, 10. Diese Alpenwege hat Schiller im „Tell“, zum Teil nach des Freundes Schilderung, poetisch verewigt.

90, 3. „An der Matte“: heute heißt es steif „in Andermatt“; statt „nach Amsteg“ (88, 8) steht im Tagebuche noch „nach dem Steg“.

90, 10. Scheinbar eine Verwechslung mit dem südlich des Gotthard gelegenen Levantiner Tal; im Tagebuch umgekehrt „aus dem Viviner Tal ins Ursefer“.

90, 16. Erinnerung an Mignons Lied: „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“.

Neunzehntes Buch (S. 91—118)

Dies Buch, durch allerlei Einlagen ziemlich kunstlos aufgeschwellt, stellt die Vorerung des Verhältnisses zu Pili und die Vorbereitung auf Weimar dar. Am Schluß wird „Göz“ und — wie beim zwanzigsten Buch — „Egmont“ genannt, um darauf hinzuweisen, wie der Dichter sich wieder als solcher fühlt und seiner poetischen Aufgabe Liebe und Lebensbegehaglichkeit opfert.

Der Eingang ist ganz im Romanstil, mit leichter lyrischer Färbung; absichtliche Töne dieser Art begleiten uns von hier bis zu dem dramatischen Ausgang. — Ursprünglich hatte Goethe eine persönlichere Fassung diktiert: „Dieser Aufstieg, den wir zurückgelegt hatten, dieser Abschluß, die fromme Tätigkeit des Kapuziners, die erlangte Ruhe nach einer so sauern Wanderung hinterließ mir einen eigentümlichen Eindruck für das ganze Leben. Ich bin oftmals [noch zweimal] dahin zurückgekehrt und habe an diesen einfach großen Gegenständen die verschiedenen Stufen einer sich nach und nach entwickelnden Bildung prüfen können. Von nun an verläßt mich das Datum wieder; wir stiegen hinab . . .“ Das schien ihm dann wohl zu trocken, und es reizte ihn, jene Eindrücke doch durch den Bericht „wieder herzustellen“.

91, 17. Pater Lorenzo, den Goethe noch zweimal (1779 und 1797) hier wiedertraf. Er wandte sich 1784 mit einer Bitte an den Dichter; „und da ich ihnen als ein berühmter Mann bekannt war, so glaubten sie, ich könne nichts anders

als ein Professor in Göttingen sein" (Cotta'sche Brief-Auswahl II, 186).

92, 18. Die Zeichnung ist erhalten und „Scheideblick nach Italien vom Gotthard den 22. Juni 1775" beschrieben. Vgl. Goethe-Jahrbuch XIII, 94 ff.

92, 22. Vgl. zu 90, 16.

92, 28. Reußlers „Neueste Reisen durch Deutschland u. s. w." 1751, vgl. Bd. 22, S. 28, 21. Doch haben die Inseln des Lago maggiore wohl erst durch Jean Pauls „Titan" ihre Berühmtheit in Deutschland erhalten.

93, 20. Vgl. 200, 30 ff. und Brief an Frau v. Stein vom 13. Nov. 1779.

93, 25. Vgl. Bd. 1, S. 63.

94, 8. „Keff": Gestell aus Stäben oder Brettern zum Tragen. — Man beachte die Gestalt des Ausdrucks: daß der Freund den Pater begrüßt hatte, wird nur durch „auch ich" angedeutet, wie eine Falte in der Kleidung die frühere Bewegung einer gemalten Figur verrät.

94, 15. „Jener herrliche Wasserfall": Anknüpfung an den Schluß von Buch XVIII, womit die ganze Episode des geplanten Abstiegs nach Italien abgeschlossen wird.

95, 6. Einst hatte Goethe selbst den Tell und seine Tat in einem Gedicht besingen wollen; vgl. Bd. 30, S. 141 f. Seitdem aber war die Ermordung Rogebues durch Sand geschehen, und ähnliche „als heroisch-patriotisch-rühmlich geltende" Versuche waren ihr gefolgt.

95, 14. Goethe hatte Savaters jungen Freund v. Lindau in Zürich kennen gelernt und sah ihn 1776 in Weimar wieder; als Lindau 1777 starb, übertrug er dem Dichter die Sorge für den Schweizer Waisenknaben Peter im Baumgarten, der ihm einst das Leben gerettet hatte.

96, 10. Dies scheint nicht richtig, da Goethe Ende Juni in Zürich eintraf und die Stolbergs erst am 5. Juli abreisten.

96, 17. Stoßseufzer aus dem drückenden Gefühl der Gegenwart.

96, 29. Vgl. 68, 6 ff. Daß die ziemlich harmlose Ge-

wohnheit zum zweiten Male mit Mißvergnügen besprochen wird, fällt auf.

96, 34. „Seuchtsgefühl“: eine der schönsten Wortbildungen des alten Goethe.

97, 13. Das Lutherische „wesen“ ist hier nicht als einfaches Synonym für „sein“, „leben“, sondern breiter in der Bedeutung „sein Wesen treiben“ gebraucht.

97, 19. „Eine zweite Natur“: ungenau im Sinne von „ein zweiter Naturzustand“. Es wird auf die Stimmung zurückverwiesen, der der „Göb“ angehört.

97, 20. „Taghaft“ = taghell, wie Goethe sagt: „wär' nicht das Auge sonnenhaft zc.“

97, 22. „Mitte Juli“: unrichtig, da ja die Stolbergs sich schon Anfang Juli in die kleinen Kantone begeben hatten.

98, 1. Hier scheint ein wirkliches Erlebnis zu dramatischem Effekt gesteigert. Wir wissen nur — aus einem Brief von Voß —, daß einmal Bauern „scharenweise herzuellten“, als Lavater, am Ufer sitzend, mit den Badenden sprach. (Dem Propheten mochte die biblische Situation des am Seeufer predigenden Christus vorschweben.) „Wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Männer im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfangen zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unters Wasser tauchen.“ Selbst dies klingt schon anekdotisch aufgeputzt.

98, 23. Das „Fragment von Werthers Reisen“, als Vorgeschichte von „Werthers Leiden“ gedacht und einigermaßen Lessings Wunsch nach einem „cynischen Kapiteldchen“ zu dem Roman entsprechend, war zuerst 1808 als erste Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz“ erschienen. Vgl. Bd. 16 dieser Ausgabe.

99, 3. Der zweite Aufenthalt in Zürich dauerte, bedeutend länger als der erste, etwa drei Wochen. Auf der am 12. Juli angetretenen Rückreise verweilte Goethe in Straßburg, Speyer und Darmstadt. Vgl. zu 112, 21.

99, 22 ff. Die eingelegte Charakteristik Savaters, die zu den früher in „Dichtung und Wahrheit“ gegebenen nicht eben genau stimmt, soll in diesem eigentümlichen Vertreter der Genieperiode noch einmal die Gärung, das Suchen, das nackte Baden in fließendem Wasser charakterisieren, aus dem Goethe sich dann an das feste Ufer der Weimarer Staatsstellung herüberschwingt. Daneben ist die äußerliche Absicht unverkennbar, durch Einlegen älterer Papiere den vierten Teil zu verstärken.

99, 22. „Imposant“ im wörtlichen Sinne des französischen Ausdruckes: „qui s'impose“, ein Geist, der uns Eindrücke aufzwingt, sich uns auflegt.

99, 27. „Seher“ hier ebenfalls wörtlich: ein Mann des Schauens, dem die Augen als alleiniges Organ der Beobachtung dienen.

99, 30 f. Gegensatz der einheitlichen, synthetischen Beurteilung nach dem ersten Eindruck und der zerlegenden, analytischen Manier, die besonders in den politischen Charakterzeichnungen der Epoche beliebt war. Vgl. zu 80, 5.

101, 8. Von Savaters „Ausichten in die Ewigkeit“ hatte Goethe den dritten Band in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (s. Bd. 36) im gleichen Sinne besprochen, damit aber freilich nach dem Urteil Savaters die Absichten des Buches verfehlt.

101, 27. Goethe hebt hier stillschweigend hervor, weshalb er selbst sich zum Lehrer nicht berufen fühlte; vgl. auch den Aufsatz „Noch ein Wort für junge Dichter“ (Bd. 38).

101, 31. „Verwirklichung“: wir würden heute das Fremdwort „Realisierung“ gebrauchen. Goethe meint, auch hier habe der „ganz real gesinnte Savater“ die reale Anschauung Christi erreichen wollen.

102, 18. „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allerlei Gestalten u. s. w.“ 1782—85; von Goethe sehr hart beurteilt: „Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisierens, wie sie's nennen, allerliebste und flicht seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und D, und Heil und Selig-

keit dran; da wird's abgeschmact, dünkt mich, und unerträglich." (An Frau v. Stein, 6. April 1782.)

102, 30. Die ganze Stelle scheint ein Wink an Agitatoren der Gegenwart; man denke etwa an Fr. L. Jahn oder auch an die „gründlichsten Schufte“ der „Invektiven“ (Bd. 4).

102, 31. Der Begriff der „Verwirklichung der Person Christi“ wird hier von der Realisierung für die Anschauung zu der völligen „Einverleibung“ übergeführt.

103, 5. „Bibelbuchstäblich“: Neubildung mit ironisch-mißbilligendem Anklang.

104, 4. Das „Magische“ des Talents entspricht dem „Dämonischen“ der genialen Persönlichkeit.

104, 18. Die harten Worte, Goethes späterer Abneigung gegen alle Persiflage ernster Bemühungen entsprungen, gelten wohl besonders auch Vichtenbergs witzigem „Fragment von Schwänzen“.

105, 23. „Es machte keine Reihe“: es fehlte die Stetigkeit, die geordnete Verknüpfung, die „Folge“, wie Goethe sonst gern sagt.

105, 31 ff. Die Betrachtungen über das Geniewesen, die hier freilich auch „keine Reihe machen“, bereiten auf die ersten Zeiten Jung-Weimars vor; vgl. zu 99, 22 ff.

106, 9. Zimmermann, in seiner Schrift „Über die Erfahrung in der Arzneiwissenschaft“.

106, 19. Worte Kants in der „Kritik der Urteilkraft“ von 1790: „Genie ist das Talent, welches der Kunst die Regel gibt“, wodurch also die Fruchtbarkeit des Genies („was fruchtbar ist, allein ist wahr“, sagt Goethe) zum Kennzeichen gemacht wurde, im Gegensatz zu der willkürlichen, unfruchtbaren Originalitätsucht, die mehrere „Kenien“ verspotten.

106, 25. „Alle geregelten Menschen“: Lessing, Vichtenberg, aber auch Nicolai und andere Feinde des Genietreibens.

106, 31. „Geniestreich“, als Lustspieltitel von Voeper seit 1790 belegt, wurde durch Goethe zum geflügelten Wort. Der „Streich“ bedeutet den vereinzelt, zwecklosen Einfall; wie Carlos im „Clavigo“ mit Mercks Wortgebrauch sagt:

„Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich.“ — Als „Geniereise“ sah Goethe die Schweizerreise von 1775 an „und sprach zu einer Zeit, wo er die Alpen gern geognostisch untersucht hätte“, von seinen „unnützen Reisen in die Schweiz, da man glaubte, es sei was Großes getan, wenn man Berge erklettert und angestaunt hatte“ (v. Voeper).

107, 3. Wiederum die von Goethe in späterer Zeit so hartnäckig festgehaltene Anschauung, daß er von der Umwelt eigentlich nur gehindert worden sei und seine Entwicklung stets im Gegensatz zu ihr habe durchsetzen müssen.

107, 14. Adelung wollte, wie v. Voeper bemerkt, das Wort „Genie“ als ein französisches durch „Kopf“ ersetzen. „Scheinbar fremd, aber allen Völkern gleich angehörig“ nennt Goethe das Wort, weil es aus der gemeinsamen Erbschaft des Lateinischen (genius) allen zukam.

107, 30. Die Rechtfertigung der Brüder Stolberg, die Goethe selbst ganz ferngerückt waren, soll wohl nur die Handhabe bieten, um mittels der charakteristischen Schilderung der beiden „Genies“ durch ein „Genie“ den Ton jener Periode anschaulich zu machen, die den Dichter (vgl. zu 102, 30) an „Goteriesprachen“ seiner Zeit erinnerte.

112, 21. Merkwürdigerweise bleibt der zweite dreijährige Aufenthalt in Straßburg, etwa 14.—20. Juli, unerwähnt, in dem die „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe“ (Bd. 33, S. 41 ff.) mit charakteristischen Nachklängen der Schweizerreise entstand. Es ist, als wollte der Dichter über die Aufregung der Abreise fortkommen. Das Schema des zweiten Züricher Aufenthalts (von 1821) schließt: „Fieberhafte Erneuerung der Liebe zu Vili. Ungeachtete Nötigung zur Rückkehr. Eile über Basel.“ Genötigt hatte ihn besonders die Mutter. Dennoch trennte er sich schwer von Straßburg, wo Zimmermann ihm die Silhouette der Frau v. Stein zeigte — eine Vordeutung, die unerwähnt bleibt, da eine Darstellung ihrer Folge nicht beabsichtigt war; er fürchtete die Rückkehr und sehnte sich doch nach Vili. Deshalb springt der Bericht gleich zu Merck über, dessen Name gleichsam noch nachträglich beruhigend und abkühlend wirken muß.

112, 24. Mit Merck und Herder traf Goethe am 22. Juli 1775 in Frankfurt ein.

112, 29. „Die Äußerungen von Goethes Vater machen den Abstand der jüngeren Generation, mit ihrer Vorliebe für die Alpen seit Haller und Rousseau, von der älteren Generation deutlich, welche die Natur nur nach ihrer dem Menschen wohlwollenden Seite, in ihrer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit schätzte“ (v. Voepel).

112, 34. In einem früheren Entwurf heißt es: „Man findet sich wie sonst, aber mit Bangigkeit. In der Gesellschaft kann sie das Anziehen und Abstoßen nicht loswerden. Und kann doch nicht lassen, den unendlich Leidenden, treu Liebenden vorübergehend lieblich zu trösten.“ Die schönen Worte kamen Goethe später wohl zu persönlich, zu intim vor.

113, 6. „Auf dem Band“: in Offenbach, wo Goethe vom 3. Aug. bis 10. Sept. mit geringen Unterbrechungen weilte. In diese Zeit fallen auch die Reitpartien und die Ewaldsche Geburtstagsfeier (vgl. zu 34, 33). Charakteristisch führt der Schluß des berühmten Briefes an Auguste Stolberg vom 3. Aug. 1775 (Cotta'sche Auswahl I, 210) in die Situation.

113, 10. „Bewünscht“ im alten Sinne: wie von dem Zauber einer bösen Fee beherrscht. Der Zustand hat etwas Traumhaft-Irreales, wie der der hingeschiedenen Schemen.

113, 16. Starke Verkürzung des Ausdrucks: indem die vergangenen Tage sich wie aus der Ferne herüberleuchtend zeigen, wirken auch sie unwirklich wie Gespenster.

113, 22. „Nach Amerika hatten die Hungerjahre 1770 und 1771 viele getrieben, aber als Eldorado galt es damals, wo die Kolonien noch um ihre Freiheit kämpften, keineswegs“ (Dünker). Die ganze Stelle scheint poetische Fiktion oder Selbsttäuschung, mindestens Übertreibung einer gelegentlichen Äußerung.

114, 6. Einige Monate: erst am 20. September wurde die Verlobung aufgehoben.

114, 33. Nochmals der Vergleich mit Gespenstern, aber diesmal mit beharrlichen, die die ganze Nacht ausdauern,

wo die vergangenen Tage (113, 16) nur wie ferne Blicke aufleuchten.

116, 6. Das Lied, das Erwin in der Oper „Erwin und Elmire“ (Bd. 8, S. 170) singt.

116, 29. „Schon früher“: vom siebzehnten Buch an.

117, 10. Anna Sibylla Münch; vgl. Bd. 24, S. 258, 24.

117, 17. Vgl. S. 33 f. über die „Kanzleidreiheit“, in der neben dem „gewandten Schreiber“ Tiebholdt Goethe selbst in steifer Umschreibung als „junger Rechtsfreund“ figuriert.

118, 13. Lili verlobte sich im Sommer 1776 mit dem Kaufmann Bernard. Goethe schrieb (9. Juli 1776 an Frau v. Stein, Auswahl I, 255): „Dumpffinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! lehre mich um und schlafe fort.“ Aber Bernard starb, und 1778 ward Lili die Braut und später Gattin des Bankiers v. Türckheim.

118, 23. Goethe brachte den ganzen ersten Akt, vielleicht die drei ersten nach Weimar mit. Die Teilnahme des Vaters hatte schwerlich so viel Anteil wie jenes Bedürfnis, sich durch „Geistreiches und Seelenvolles“ abzulenkten.

Zwanzigstes Buch (S. 118—138)

Das letzte Buch schildert die definitive Lösung von Lili und Frankfurt und den Übergang nach Weimar. Die Beschäftigung mit „Egmont“ ist wie ein Zeitmotiv hindurchgeschlungen. Das sehr kurze Buch ist dennoch aus allerlei Elementen zusammengesetzt, die mit geringer Sorgfalt verschmolzen sind. Die Einleitung wurde Anfangs 1825 geschrieben, als der Schluß schon fertig vorlag; auf diesen wird also hingearbeitet.

119, 5. Georg Melchior Kraus, geb. 1733, hatte sich 1761—67 in Paris gebildet. Goethe hatte ihn schon 1768 in Frankfurt kennen gelernt. 1775 kam er eben „aus dem nördlichen Deutschland“, aus Neuenheiligen, dem Sitz des Grafen Werthern (120, 22), und aus Weimar zurück, gleichsam ein Vorbote Weimars, während er sonst die Stelle kaum verdient, die er hier angewiesen erhält.

119, 12 ff. Die beiden Absätze erscheinen als Auszug des Kapitels „Paris“ in Goethes „Philipp Hackett“ (Bd. 34, S. 206 f.) und können hier nur als Füllsel angesehen werden. — Ph. Hackett lebte in Paris seit 1765; J. G. Wille hielt sich damals schon seit einem Vierteljahrhundert dort auf. Über Baron Grimm, der doch nur Kunststrichter war, ist schon in Bd. 24, S. 40, 27 gehandelt. — Das Malen unmittelbar nach der Natur wird hier als Vorzug der in Frankreich blühenden Kunst gerühmt, wie es später von der Schule von Barbizon neu belebt wurde. Grimm unternahm eine solche malerischen Zwecken dienende Fußreise durch die Normandie gemeinschaftlich mit Hackett, Kraus später ebensolche an den Rhein und nach Oberitalien.

119, 25 f. Boucher (1703—70), der geziert-graziöse erste Maler Ludwigs XV. — Watteau, der die Mythologie des Rokoko malerisch schuf, war schon 1721 gestorben; v. Voeper und Dünker vermuten, Goethe habe den oft mit Boucher verbundenen Namen für den des Landschafters Bernet (1774 bis 1789) gesetzt, der zu Hackett in Beziehungen stand. — Greuze, der von Diderot gepriesene Maler tugendhafter Idyllen, berührt sich mit Bouchers Frivolität und Watteaus ethischer Indifferenz in dem Streben nach gefälliger Grazie und in der Anpassung an den Ton der Zeit. — „Verflatternd“: im Sinn der „Undulisten“ in Goethes „Sammeler und die Seinigen“ (Bd. 33, S. 199 f.).

120, 24. Kraus errichtete eine Zeichenschule in Weimar und wurde 1779 zum Direktor des herzoglichen Zeicheninstituts ernannt. Er starb im November 1806 infolge der bei der Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena erlittenen Mißhandlungen.

120, 29. Goethe hat selbst wiederholt schon Bericht über „praktische Übung“ im Zeichnen gegeben; er muß nun eben diese Versuche als rein dilettantische in die „nur sammelnde Kunstliebe“ verweisen, insofern es bisher wesentlich auf den Inhalt ankam, auf das Sammeln von Erinnerungsblättern. Das Bild als Selbstzweck soll erst von Kraus bei ihm angeregt sein, was schwerlich zutrifft.

121, 7. v. Zoepfer verweist auf *Purgatorio* 3, 88—91 und den Eingang des fünften Gesangs.

121, 16. Vgl. den Brief vom 13. Febr. 1775 an Auguste Stolberg (*Auswahl* I, 192).

121, 25. Wie der „weimariſche Kreis“ durch Bilder vorgeführt wird, das iſt ebenſo geſchickt, wie für den alten Goethe, der alles bildmäßig arrangiert ſieht, bezeichnend.

121, 32. Ernst Wilhelm Wolf (1735—92), Muſiklehrer der Prinzen und Kapellmeiſter, ſeit 1770 mit der herzoglichen Kammerfängerin Karoline Benda verheiratet.

122, 3. Bürgel, Amt bei Jena, wo Traugott Friedemann Clevoigt Forſtmeiſter war, um deſſen beide Töchter Bertuch und Kraus ſich bewarben.

122, 10. Friedrich Juſtin Bertuch (1747—1822) aus Weimar, ein rühriger und betriebsamer Literat und Geſchäftsmann, wurde erſt am 12. Sept. 1775 Geheimſekretär des Herzogs.

122, 24 f. Joh. Karl Aug. Muſäus (1735—87) aus Jena, der Verfaſſer der „Volksmärchen“, ſeit 1770 Gymnaſialprofefſor. — Franz Kirms, Hoffekretär, ſeit 1775 im Gefolge des Herzogs; ſpäter, ſeit Errichtung der herzoglichen Bühne 1791, Goethes Hauptgehilfe in der Theaterleitung. — Hieron. Dietrich Berendis, Windelmanns Freund, Hof- und Kammerrat, Chatoullier der Herzogin-Mutter. — Joh. Aug. Ludecus, Geheimſekretär derſelben. — Die verwitwete Legationsrätin Chriſtiane v. Kozebue, deren Tochter Amalie damals fünfzehn, deren Sohn Auguſt vierzehn Jahre alt war. Um Kozebues willen hatte ſpäter der Dichter an die Frau v. Kozebue einen der ſchärſten Briefe, die er je verfaßt (3. März 1802), zu ſchreiben. Vgl. Bd. 30, S. 417 f.

122, 33. „Die Frau Obervormünderin“: Herzogin Amalie; vgl. S. 256 ff.

123, 4. Der Schloßbrand, am 6. Mai 1774; vgl. 258, 26.

123, 6. Das Bergwerk zu Ilmenau, auf deſſen Wiederherſtellung Goethe beſonders viel Mühe verwandte, war ſeit 1739 außer Betrieb. Vgl. Bd. 1, S. 375.

123, 9. Auch mit der Univerſität Jena nennt Goethe

eine der Anstalten, um die er sich besonderer Verdienste bewußt sein konnte. In seiner Weise werden seine künftigen Leistungen angedeutet, doch in jener in der Selbstbiographie gepflegten Art, daß „Vorahnungen“ auf das Spätere hinweisen.

123, 24. Die Schilderung des Weimarer Hofes sollte ursprünglich weitergeführt und die „Neigung der Fürsten zum Privatstande“ als Vorbedingung für Goethes Stellung geschildert werden. Auch die benachbarten Hofhaltungen von Gotha und Erfurt, wo der kurmainzische Statthalter Karl Theodor v. Dalberg saß, sollten folgen. — Von den sozialen Verhältnissen springt Goethe zu den ihm jetzt so viel wichtigeren geistigen Zuständen über. Das Dämonische als „Urphänomen“ bleibt als letzte Erklärung der wunderbaren Veränderung in Goethes Lebensschicksal übrig. Auf den „Egmont“ wird ziemlich gewaltsam losgesteuert.

123, 25. „Biographischer Vortrag“: die Anknüpfung an jene „Vorträge“, in die Goethe etwa die Farbenlehre vor Weimarer Freunden und Freundinnen zerlegte, soll das Zerrißene, die Abstände zwischen den einzelnen Abschnitten entschuldigen helfen. — Das Verhältnis zum Überfinnlichen wird lediglich aus dem Gesichtspunkt des Greises heraus zum Rückgrat der Lebensgeschichte gemacht.

124, 13. „Englisch“ natürlich von „Engel“ abgeleitet, wie z. B. „Faust“ B. 1141: „Und lispeln englisch, wenn sie lügen.“

124, 24. Wie Sokrates und der Neupythagoreer Plotinus. „Das Dämonische“ wird Goethe zum Bild für die rätselhafte Macht, die zwischen der strengen Regelmäßigkeit der Naturvorgänge und dem unberechenbaren Zufall der menschlichen Schicksale mitten inne zu stehen scheint. „Das Dämonische“, sagt Goethe zu Eckermann (2. März 1831), „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist.“ Man vergleiche ferner das erste der „Orphischen Urworte“. Das Dämonische ist danach etwa eine ganz in die Individualität aufgegangene Vereinzelnung des Göttlichen, wodurch bestimmte bevorzugte Persönlichkeiten (genannt werden gegen Eckermann

mann: Napoleon, Lord Byron, aber auch Karl August, der Geiger Paganini u. a.) ihre eigenen, exzentrischen Gesetze erhalten. Es ähnelt der Vorsehung, denn es deutet durch den inneren Zusammenhang der Individualität auf höheren Zusammenhang; es gleicht dem Zufall, denn es läßt den einzelnen außerhalb der typischen Entwicklungen bleiben.

124, 28. Für diesen Schlußteil gilt besonders, was Goethe zu Eckermann (30. März 1831) über seine Autobiographie sagt: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen.“ So wird auch die ganz individuelle Freude an der Gestalt Egmonts so umgedeutet, als habe der Dichter mit vollem Vorbedacht den Typus des Dämonischen in ihm zeichnen wollen, während doch, seiner eigenen Darstellung zufolge, damals in seiner Begriffswelt das „Dämonische“ noch gar nicht existierte.

124, 31. „Die Quellen“: vorzugsweise, ja fast allein des Jesuiten Strada Werk „De bello Belgico“.

125, 14. Schon im Jahr 1810 schrieb Goethe im Aufsatz über Philipp Neri (Bd. 27): „Auch ward ihm eine entschiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiener sich des schönen Wortes *attrattiva* bedienen, kräftig verliehen.“ Goethe faßt dies als eine gleichsam magnetische Eigenschaft auf, in jener romantischen Parallelisierung körperlicher und geistiger Kräfte, denen auch die „Wahlverwandtschaften“ Titel und Grundidee verdanken; vgl. Bd. 21, S. 41. Ähnlich über Lord Byron zu Eckermann, 8. März 1831.

125, 16. „Naturmädchen“: ein von Goethe neu geschaffenes Wort, um ein Mädchen zu bezeichnen, das (im Gegensatz zu der Fürstin und dem Staatsklugen, Margarete und Oranien) unbedingt ihrer Natur folgt und somit dem „dämonischen“ Egmont in ihrer Art entspricht.

125, 20. „Basis“: die in der Chemie übliche französische Form des Fremdworts, das wir sonst direkt nach dem Griechischen als „Basis“ brauchen. Der Ausdruck führt von der chemisch-physikalischen Analogie der *attrattiva* zu andern Metaphern („Grund und Boden“) über.

126, 4. Auch von Philipp Neri äußert Goethe, seine *attrattiva* habe sich auf die Tiere erstreckt. Es ist wohl auch hier, trotz dem undeutlichen Ausdruck, nur so zu verstehen, daß alles Körperliche und Unkörperliche, besonders auch die Tiere, auf das Dämonische reagieren kann (die Tiere besonders durch unerklärliche Zutunlichkeit gegen bestimmte Menschen), die Menschen doch aber den eigentlichen Probierstein darstellen.

126, 30. „Gleichzeitige ihresgleichen“: feierlich-schwerfällige Konstruktion. Der Satz ist sehr auffallend, da im Gegenteil z. B. Cagliostro, auf den gezielt zu sein scheint, von vielen ähnlichen Gestalten begleitet wurde, und auch Napoleon, Karl August, Byron gleichzeitig sind. Freilich dokumentiert sich bei ihnen das Dämonische in sehr verschiedener Weise.

126, 34. Über das Motto vgl. zu 8, 15. Wenn in dem dämonischen Menschen das Göttliche selbst waltet und wenn er seinesgleichen in der Zeit nicht hat, so bleibt zu seiner Überwindung freilich nur Gott selbst übrig. Hier denkt Goethe wohl an Napoleon. Die ganze Stelle ist von einer gewissen deklamatorischen Unklarheit nicht frei, die wohl (wie in den „Orphischen Urworten“) als Orakelton des von der Welt Abschied nehmenden Greises beabsichtigt ist.

127, 17. „Jener Zauberlehrling“ der Goethischen Ballade hatte freilich schon einmal (Bd. 24, S. 256, 28) in gleich ungenauer Weise als Gleichnisfigur dienen müssen.

127, 30. „Trennung“ und „Scheidung“: juristischer Unterschied (die katholische Kirche kennt nur „Trennung“, die protestantische erkennt die „Scheidung“ an), hier in anderem Sinn angewandt: Trennung die körperliche, Scheidung die endgültige geistige Entfernung.

128, 8. Auch unmittelbar nach der Auflösung des Verlöbnisses mit Pili, am 21. Sept. 1775, war eine hier nicht geschilderte Begegnung Goethes mit Karl August erfolgt, der am 3. September Herzog geworden war und sich zur Vermählung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt nach Karlsruhe begab. Vgl. Bd. 24, S. 235 f.

130, 6. Der Kammerjunker v. Kalb.

132, 11. Vgl. Bd. 1, S. 46. Hier beruht die Abweichung im Zitat wohl nicht wie 82, 20 auf Absicht.

132, 26. Goethe sah Eli erst am 26. Sept. 1779 in Straßburg wieder und fand sie glücklich verheiratet.

132, 27. Die Wartezeit dauerte vom 13.—29. Oktober; am 30. verließ Goethe seine Vaterstadt.

133, 12. Der Gegensatz von Vater und Sohn spiegelt sich in der großen Szene zwischen Egmont und Oranien ab.

133, 14. Der Satz ist undeutlich. Gemeint ist wohl: es gäbe weder Jugend noch Leben überhaupt, wenn wir die Strategie rechtzeitig einsehen würden.

133, 31. Eine zweite romantisch kostümierte Szene, nach der unter Vilis Fenster. Goethe begibt sich ganz in die Verschönerungs- und Liebesabenteuer der Egmont-Atmosphäre.

134, 14. Über das Fräulein Delph vgl. zu 43, 21.

134, 23. Gemeint ist der Hofrat und Oberamtslandsschreiber Breden in Heidelberg, dessen damals achtjähriger Sohn als Feldmarschall Fürst Breda († 1838) berühmt wurde. Es geschah vielleicht in Rücksicht auf diesen, daß Erdmann (vgl. S. 282) den hier wie 136, 3 in der Handschrift ganz gegebenen Namen nur andeutete. Eine Postrechnung (Weim. Ausgabe der Briefe 3, 314) zeigt, daß Goethe schon am 19. Sept. 1775 an „Frl. v. Breden“ in Heidelberg geschrieben hatte, also vor diesem Aufenthalt daselbst, der nur wenige Tage gedauert haben kann: erst am 30. Oktober verließ Goethe Frankfurt, und schon am 7. November traf er in Weimar ein.

136, 23. Die wirkungsvolle, nicht nur dramatisch, sondern auch szenisch auf den Beleuchtungseffekt arrangierte Szene ist sicher aus der Wirklichkeit in die Egmont-Sphäre übergeführt.

138, 10. Philipp Seidel, damals 20 Jahre alt, bis zur Reise nach Italien Goethes Faktotum in Weimar.

138, 25. Egmonts Antwort auf die Mahnung des Sekretärs im zweiten Aufzug war damals vielleicht noch gar nicht geschrieben. Goethe mündet in die Rolle des kühnen poetischen Abenteurers ein und erhebt so mit voller Kunst den Schluß des Werkes in eine Harmonie von Dichtung und

Wahrheit. Zugleich geben die glücklich gewählten Schlußworte ein tiefsinniges Abschiedswort des Weiterlebenden an die Leser seiner Geschichte: „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Anhang

I. Briefe aus der Schweiz 1779 (S. 141—205)

Diese sogenannte „Zweite Abteilung der Briefe aus der Schweiz“ hat einen völlig anderen Charakter als die „Erste Abteilung“. Während letztere (vgl. Bd. 16) eine reine Fiktion sind, als Vorgeschichte zum „Werther“ nachempfunden, haben wir in den Briefen der Zweiten Abteilung nur leicht überarbeitete Originalbriefe Goethes vor uns.

Vor seiner zweiten Schweizerreise im Herbst 1779 sandte Goethe zahlreiche tagebuchähnliche Berichte an die Freunde in der Heimat, an Knebel, Lavater, Merck, zumal aber an Frau v. Stein. Bald nach der Rückkehr (vgl. Goethe-Jahrbuch XXII, 289) suchte er aus diesen „einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefen“ ein Ganzes zu bilden, indem er sie „durch eine lebhafte Erinnerung komponierte“ (an Merck, 7. April 1780; Cotta'sche Auswahl II, 13), d. h. indem er die stärksten Eindrücke zu Kristallisationspunkten für die vielen Einzelheiten machte. „Ich habe aber noch weit mehr damit vor,“ fährt er fort, „und wenn es mir glückt, so will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen.“ Sollte damit etwa schon auf eine künftige Verbindung mit „Werthers Leiden“ hingedeutet werden?

Schon wie er jene „komponierte“ Schilderung des Zuges über die Furka auf den Gotthard vorlas, wirkte sie auf Wielands feines Urteil „wie ein Poema“: „Die Zuhörerinnen“, schrieb der Dichter des „Oberon“ an Merck (16. April 1780; vgl. Mercks Briefe II, 235 f.), „enthusiasmierten sich über die Natur in diesem Stücke, mir war die schlaue Kunst in der Komposition noch lieber, wovon jene nichts sahen. Es ist ein

wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was Goethe auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß das Ich, das *Ille ego* überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Fattanz [Anmaßung] und mit unendlicher Feinheit.“ Er wußte es auch aufs zutreffendste zu charakterisieren. „Seine Beschreibung ihres Zuges durch Wallis über die Furka und St. Gotthard, womit er uns vor kurzem bei der Herzogin-Mutter regaliert hat, ist mir in ihrer Art so lieb als Xenophons Anabasis. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die sich ihnen entgegenstellten. Das Ding ist eines von seinen meisterhaftesten Produkten, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. . . . Des Herzogs wird darin (wenigstens in der Skizze, die uns Goethe las) selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so charakteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde als eine Eloge von Mr. Thomas [einem durch seine Lobreden berühmten Mitgliede der französischen Akademie] mit Trompeten und Pauken. Das opus ist noch nicht ganz fertig, und nach dem, was er mich hat merken lassen, wird er noch viel Interessantes teils einschieben, teils hinzutun. Es bleibt aber vorderhand, wie natürlich, Manuskript für Freunde intimioris admissionis [des engeren Kreises].“

Ein Poema, eine „Anabasis“ ist der Emporstieg zu der Höhe des Gotthard durch die kunstvolle Konzentration auf die von Natur und Menschenart erweckte Stimmung. Forsters Reisebeschreibungen, die seit 1780 in Vichtenbergs „Göttingischem Magazin“ erschienen, begannen die seit Lawrence Sterne Mode gewordenen Reisebriefe künstlerisch zu reformieren, indem sie statt einer Anhäufung von Einzeleindrücken eine Gesamtstimmung zu erwecken versuchten. Goethe hatte sich seinerseits in „Reisebildern“ schon früh versucht; der drittälteste Brief, den wir von ihm besitzen (vom 21. Juni 1765, Cotta'sche Auswahl I, 4 f.), bringt ein solches mit gefährlicher Wanderung und allerlei Abenteuern. Später gebieh

die fingierte „Reise der Söhne Megaprazons“ nur zum Fragment. Die „Briefe aus der Schweiz“ aber sind die unmittelbare Vorstufe zur „Italienischen Reise“ und zur „Campagne in Frankreich“.

Das Werk setzt gleich (142, 10 f.) mit einer passenden Zustandsschilderung ein. Was der Dichter hier beglückt von sich aussagt, ist das gleiche, was er von Rom aus immer wieder von sich und den anderen fordert: die Dinge zu sehen, wie sie sind. So, rein gestimmt, nimmt er die gewaltigen Natureindrücke auf und bemüht sich, mehr als in den späteren Reisewerken, neben den Linien auch die Farben voll zu würdigen. Eine ruhige sachliche Schilderung führt dann bis zu dem Höhepunkt, dem Gotthard (vgl. 205, 5 f.) — wie der Helena-Alt im zweiten „Faust“ der Gipfel, der von allen Seiten gesehen wird und von dem man nach allen Seiten sieht. Hier wird auch die Staffage stärker hervorgerückt. Hat Goethe noch später in „Dichtung und Wahrheit“ das achtzehnte Buch mit der Aufnahme im Hospiz geschlossen, so liegt doch hier der Begegnung des perorierenden Mönches mit dem Nachkommen Friedrichs des Weisen (200, 25) mehr als eine gute szenische Wirkung zu Grunde: des Dichters eigene ruhige Naturfrömmigkeit erhält, wie seines Herzogs Lust an tüchtiger Tätigkeit, ein wirksames Relief durch den — in sich folgerichtigen — Kirchenglauben.

Aber daß Goethe die Reiseschilderung weiter auszubilden hoffte, statt sie gleich auszuarbeiten, gereichte ihr zum Schaden. Als er sie durchsah, um sie für die Marquise Branconi abschreiben zu lassen, fand er sie „noch so mangelhaft“, daß er es aufschieben mußte (16. Okt. 1780; Cotta'sche Auswahl II, 39). Das „Poema“ zirkulierte in verschiedenen Abschriften, bis Goethe am 12. Febr. 1796 ein Exemplar für die „Horen“ an Schiller sandte. „Im Bewußtsein, daß die Beschreibung in dieser Gestalt kaum als ein reifes Kunstwerk gelten könne, wollte Goethe ‚irgend ein leidenschaftliches Märchen dazu erfinden‘, und nach Ausweis des Tagebuchs begann er wirklich ‚an Werthers Reise zu diktieren‘. Dennoch erschien in den ‚Horen‘ ein unvoll-

ständiger Abdruck der Reisebeschreibung ohne diese Zugabe, also ohne die ‚Erste Abtheilung‘ der ‚Briefe aus der Schweiz‘, die erst 1808 im elften Band der ersten Cotta'schen Gesamtausgabe ans Licht trat. Wann Goethe diese beendigte, ob bereits im Februar 1796 oder erst im Mai 1807 bei der Zurechtstellung dieses elften Bandes, steht nicht fest. Unlösbar aber war nun für alle Zeit der empfindsame ‚Werther‘ durch ein romantisches Zwischenstück mit den ganz heterogenen ‚Briefen aus der Schweiz‘ verbunden“ (Goethe-Jahrbuch XXII, 289).

In Schillers Abdruck dieser Briefe in den „Horen“ waren die Anspielungen auf Karl Augusts Abstammung, sein Name und der des Reisebegleiters v. Wedel beseitigt, auch andere eingreifende Änderungen und Kürzungen vorgenommen. Dem Abdruck in den „Werken“ legte Goethe eine Abschrift der ältesten in seinem Besitz gebliebenen Handschrift zu Grunde, indem er sich nicht erinnerte, daß er eine der Frau v. Stein geschenkte Abschrift seinerzeit sorgfältig durchkorrigiert und eine kalligraphische Kopie dieser Bearbeitung der Herzogin-Mutter überreicht hatte. So blieben die bedeutenden Fortschritte, die der Text unter des Dichters Hand schon gewonnen hatte, für die Öffentlichkeit verloren, zumal der Herausgeber auch in der Weimariſchen Ausgabe (Bd. 19) an die Gestalt gebunden war, die der Text durch die Redaktion Goethes für die „Werke“ von 1808 f. erhalten hatte. In vorliegender Ausgabe konnten zum ersten Male jene älteren handschriftlichen Verbesserungen, wie sie in den „Besarten“ der Weimariſchen Ausgabe gebucht sind, dem Text zu gute kommen.

141, 15. „Ein gemächlich aufgehobenes Auge“: also ohne Anstrengung zu überblicken. Goethe war etwas kurzsichtig, und sein Auge konnte große Übersichten nicht „fassen“. Vgl. 142, 15.

141, 19. „Zagen streichen ein“: geologischer Kunstausdruck. Das ganze Bild ist von der Hand des nachzeichnenden, den Umrissen mit dem Auge folgenden Künstlers entworfen.

142, 2. Einen ähnlichen Anblick, nur durch Menschenhand statt durch Naturgewalt verursacht, bot Goethen später

die Heidelberger Schloßruine, die er denn auch gerade von einem Punkt aus zeichnete, an dem die losgetrennten und abgestürzten Steinmassen sichtbar waren.

142, 14 f. Eine Kardinalstelle für Goethes Verhältnis zur Natur: Abneigung gegen subjektive Entstellung; Verlangen, die Dinge „zu sehen, wie sie sind“.

142, 25. „Gab der Neuheit die Ehre“: meinte, die starke Wirkung beruhe auf der Neuheit des Eindrucks.

142, 28. Die erneute ganz räumliche Auffassung der Seele bringt einen Widerspruch: diesmal „Überfülle“, vorher „bis gegen den Rand, ohne überzulaufen“. Im Grund stimmen doch beide Metaphern überein und beruhen auf dem prophetischen Gebet: „Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust.“ Die Empfindungen dehnen sich aus und weiten dadurch die Seele. Das wird fast materialistisch als eine „Operation“ bezeichnet. Das zweite Mal ist dann für die Bewegung bereits Raum, und das schmerzliche Vergnügen, bei dem uns der Atem stockt, bleibt nun aus.

142, 33. Vgl. „Tasso“ B. 3078: „Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.“

143, 4. „Aus meinem lieblichen Tal“: dem der Jhm mit Goethes Gartenhaus.

143, 10. Goethe will sich auf vulkanische oder neptunistische Theorie hier nicht einlassen. Aber gerade auf dieser zweiten Reise in die Schweiz entwickelte sich sein Interesse für die Mineralogie und Geologie, das ihn nun nicht wieder losließ; vgl. Gotta'sche Brief-Auswahl II, 23.

144, 1 ff. Bezüglich der folgenden Ortsnamen haben wir im Text die Schreibung der unter Goethes Augen erschienenen Ausgaben im wesentlichen unverändert gelassen.

145, 12. Eines Schwagers von Merck, namens Arpeau.

145, 23. Diesen Anblick also konnte das Auge nicht mehr „fassen“.

147, 1. 9. „le Vieu“, „le Pont“: Dörfer, „welche einfache Namen von ihrer Lage führen,“ wie es 146, 30 hieß.

148, 2. „Herrschaften“: Gebiete verschiedener politischer Obrigkeiten. Dazu im schönen Gegensatz Zeile 11 f.

149, 16. „vereinzelt“: in unserem Deutsch „parzelliert“.

150, 6. „Stand“: ältere Benennung der deutschen „Kantone“.

151, 4. Es war eine der letzten Taten Voltaires, den Leibeigenen der Canonici von St. Claude die Freiheit zu erobern.

152, 11. Lemaner See, lac Leman: Genfersee.

153, 18. Wieder ein charakteristisches Bekenntnis der Selbstbescheidung; vgl. 149, 4.

153, 34 ff. Die Beschreibung von Sonnenauf- und untergängen war damals fast ein Sport; Goethes Farbenpracht ist unerreicht geblieben.

154, 18. Später hierfür: „sich wieder lieblich entfalteten“ in völligem Mißverständnis des der Sprache des jungen Goethe durchaus gemäßen Bildes. Die Sinne werden ganz konkret „gespannt“ und „gefaltet“, wie die Haut an den Händen sich spannt, wenn man sie anstrengt, und faltet, wenn man sie ruhen läßt.

154, 25. „Der Graf“: Inkognitobezeichnung für den Herzog; ebenso 155, 9 „Freund W.“ für den Oberstallmeister v. Wedel.

154, 32. Horace Benoit de Saussure (1740—99), Professor in Genf, berühmter Naturforscher und erster Besteiger des Montblanc.

155, 11. Einen später in Frankreich berühmt gewordenen Maler, der aus Hessen stammte.

155, 28. Auch hier ist die genaue Wiedergabe der Farbtöne zu beachten.

160, 17. „Ein passionierter Kletterer“: die erste Erwähnung eines „Bergsteigen“ in der deutschen Literatur.

161, 1. „Das Eismeer“: jetzt nur französisch mer de glace genannt.

162, 25. „Blondins“: wohl für „Albinos“.

165, 8. Schon hier der in der „Italienischen Reise“ oft und stark betonte Gegensatz von bloßem Namen und mit dem Namen verbundener lebendiger Anschauung.

167, 29. „Simpelberg“: der Simplon; vgl. 183, 34.

171, 15. „aller Beschreibungen satt“: in Anlehnung an französische Konstruktionen.

173, 34. An der malerischen Stadt Sion stieß den Dichter wieder das mittelalterliche Gepräge ab, das sie modernen Reisenden interessant macht. Man erinnere sich etwa seiner Schilderung von Aissi in der „Italienischen Reise“.

174, 18. „Linienweise“: in Umrissen.

174, 18. Vgl. 160, 5.

175, 3. Schon hier der Verdruss über „zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ („Faust“ B. 10219).

175, 26. Betrachtungen über „oben“ und „unten“ liebt Goethe besonders. Ich erinnere hier nur an „Faust“ B. 1669 f. 6275.

177, 28. „Gebäude“: die Wolken „brauen“, wie im Herkessel.

179, 10. Ein wichtiges Zeugnis für das neu erwachte Interesse an den Wolken, das in der Forschung und Dichtung bei Goethe erst nach der italienischen Reise lebhafter wurde.

181, 20. An Stellen wie diese knüpft der Eingang der „Ersten Abteilung“ der „Briefe aus der Schweiz“ an.

186, 15. „Alexis“: richtiger „Alexius“. Die schöne Begende gefiel wohl Goethe besonders, weil sie heroische, ja überheroische Selbstverleugnung und Stille verherrlicht.

187, 10. „Glaubigen“: Goethe wahrt hier wie in einigen folgenden Worten das sprachliche Kolorit der Vorlage.

189, 10. Nach den gewöhnlichen Berichten kann weder Kaiser noch Papst das Papier aus der Hand lösen: das gelingt nur der treuen Gattin.

189, 29. Pater Martin von Cochem († 1712), der Verfasser des in Deutschland verbreitetsten Legendenbuches.

191, 23. „Windweben“: dichte vom Wind zusammengelegte Schneewände.

200, 26. Karl August, der Nachkomme Friedrichs des Weisen, und der Dichter des „Faust“ vor dem über die alleinseligmachende Kirche perorierenden Mönch — dieses Genrebild ist mit sichtlichher Liebe ausgeführt.

205, 29. Mit Recht strich Schiller für den Abdruck der Reisebeschreibung in den „Horen“, ebenso wie Goethe bei ihrer Aufnahme in seine Werke, nach diesem großen Schluß die gemüthlich nachklingenden Worte: „Einen guten, obgleich nur allgemeinen Begriff kann man sich davon machen, wenn man die zu Gruners Beschreibung gehörige Karte überfieht. Wie viel Interessantes würde man finden, wenn man von hier aus mit Muße und in guter Jahreszeit die Täler und Berge durchstreichen könnte.“

II. Biographische Einzelheiten (S. 206—278)

Außer dem organischen Kunstwerk „Dichtung und Wahrheit“ (Bd. 22—25) und dem systematischen Ergänzungswerk der „Annalen“ (Bd. 30) besitzen wir eine Reihe autobiographischer Arbeiten, in denen Goethe besonders interessante Abschnitte seines Lebens zu abgerundeter Darstellung brachte (Bd. 26—29), und neben allem diesen laufen zahlreiche Einzelstücke her, die zwischen der chronikalischen und der romanähnlichen Form mitten inne stehen. Was hiervon als Vor-, Neben- oder Nacharbeit zu den „Annalen“ betrachtet werden kann, hat der Herausgeber diesen als „Paralipomena“ angehängt (Bd. 30, S. 381—424), einiges andere an passende Stellen der Schriften zur Kunst, zur Literatur und zur Naturwissenschaft (Bd. 32—40) verwiesen. Das Register am Schluß des vierzigsten Bandes läßt die Gesamtheit aller dieser „Biographischen Einzelheiten“ überblicken, unter denen die folgenden von besonderem Interesse sind.

Wir vereinigen hier eine Reihe von Einzelstudien biographischer Natur, von denen mehrere in allen bisherigen Ausgaben fehlen. Sie teilen mit „Dichtung und Wahrheit“ den wichtigsten Zug: die Tendenz, den Einzelfall symbolisch auszudeuten. Das eben unterscheidet „Dichtung und Wahrheit“ prinzipiell von den „Annalen“, daß diese die Tatsachen als historisches Material geben, während sie hier zu Bausteinen einer psychologischen Entwicklungsgeschichte verarbeitet sind.

Wir haben die Biographischen Einzelheiten — für die die willkürliche Anordnung früherer Ausgaben die volle Freiheit einer neuen Ordnung ließ — so aufgestellt, daß allgemeinere, an der Betrachtung des eigenen Lebens gewonnene Reflexionen voranstehen (1—3), denen typisch aufgefaßte Charakterbilder (4—7) folgen. Sodann kommen Situationsgemälde von typischer Geltung: das poetische Festleben in Weimar; auswärtige Beziehungen zu Kunst und Publikum (8—10). Diese Gruppe wird durch eine große Schilderung abgeschlossen, die „die verschiedenen Zweige der weimarischen Tätigkeit“ benutzt, um in diesem Mikrokosmos die geistige Arbeit der Zeit überhaupt zu spiegeln (11—12). Eine neue Galerie von Porträts folgt, die jedesmal um eine Hauptfigur Nebenpersonen gruppiert und so Charakterbild mit Situationsgemälde vereint (13—14), wobei in dem Schlußstück besonders nachdrücklich der Aufstieg vom Einzelfall zum Allgemeinen hervorgehoben wird. Endlich lehren zwei besonders bedeutsame Betrachtungen zur Charakteristik von Goethes Stellung und Eigenart zurück, wobei diesmal umgekehrt das Allgemeine, Typische auf den Einzelnen angewandt wird.

Im ganzen stellt somit diese Kette eine Reihe von Illustrationen zur eigenen Lebensgeschichte dar: ausgeführtere Betrachtungen oder Schilderungen, die ihren Grundgedanken an interessanten Beispielen erläutern; wobei freilich an eine engere Beziehung zu „Dichtung und Wahrheit“ für die einzelnen Stücke selbst nicht zu denken ist.

Sie sind von sehr verschiedenem Wert. Das „Quisquid“ wird mit geringem Anteil, die „Totenfeier“ etwas steif zeremoniell vorgeführt; in der „Freitagsgesellschaft“ ist das überreiche Material wohl geordnet, aber nicht eigentlich verarbeitet. Dagegen finden sich zumal unter den mehr der Seelenschilderung geltenden Studien Kabinettsstücke wie die „Aristeia der Mutter“ und vor allem die gleichsam aus der eigenen Dichtung und der erlebten Wahrheit das Fazit ziehende Selbstcharakteristik.

In den folgenden Anmerkungen beschränken wir uns auf das Notwendigste.

1. Bedeutung des Individuellen (S. 206)

207, 8. Pietro Aretino (1492—1556), der berühmte Pamphletist und Freund Tizians.

207, 14. Die „Totalität“ des Individuums den anekdotischen Einzelzügen gegenübergestellt.

2. Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit (S. 207)

208, 1. Ein oft ausgesprochener Lieblingsgedanke Goethes, der hier aber eingeschränkt wird auf die geistige Anwesenheit, die Gegenwart in Gedanken.

3. Bedenklichstes (S. 209)

209, 12. Ebenfalls ein tiefer Grundgedanke Goethes, wie seines Lehrers Voltaire: „l'erreur a son mérite.“

209, 15. Eine in Goethes Alter häufige Antithese, die er sonst aber unbedingt gegen das Zerstören zu wenden pflegt. So „Wanderjahre“ III, 3: „Sie sollen in kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen“ u. s. w. Zu Eckermann, 24. Febr. 1825: „Es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.“

4. Aristeia der Mutter (S. 210)

„Aristeia“ nennt man solche Gesänge Homers, in denen eine einzelne Persönlichkeit entschieden im Mittelpunkt steht.

210, 1. „Bedeutend“ ist das Symbolische, das vom Einzelfall auf das Allgemeine deutet. Bedeutend ist deshalb jeder einzelne Lebenslauf, soweit er durch Übereinstimmung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen (und künftigen) Gesetzmäßigkeit zeigt. Goethe weist von neuem auf die paradigmatische Bedeutung seines Lebens hin.

210, 13. Die Mutter Goethes aufgefaßt erstens als Typus einer Mutter überhaupt, zweitens als Typus ihrer Zeit.

210, 30. „Von einer jungen Familienfreundin“: Bettina v. Arnim. Wir haben oben (in der Anm. zu 63, 28) die

Stelle bezeichnet, an der die Aufzeichnungen Bettinas eventuell eingeschaltet werden sollten. Goethe hatte hierüber keine Entscheidung getroffen, sondern diese einleitenden Sätze (nach 210, 31 „wurden“) mit der Bemerkung abgeschlossen: „Beurteilen läßt sich bei einer künftigen Herausgabe [des vierten Teils von ‚Dichtung und Wahrheit‘, f. v. S. 282], ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlicher sei.“ Eckermann entschied sich dann, als er die Edition (1833) besorgte, für die Nichtaufnahme der „Aristeia“ und begründete dieses Verfahren später, indem er auf die Handschrift den Vermerk setzte: „Unbrauchbar, weil in dem ‚Briefwechsel mit einem Kinde‘ diese Dokumente abgedruckt sind.“ Die erste Auflage dieses Briefwechsels erschien 1835.

211, 23. Vgl. Goethes eigene Darstellung Bd. 22, S. 43 f. Dort wird, in deutlichem Widerspruch gegen Bettinas Bericht, ausdrücklich erklärt, daß die Traumbabe des Großvaters sich auf keines seiner Kinder und Enkel fortgeerbt habe.

211, 30. Goethes Mutter.

213, 10. „Ihr hättet die Welt gefressen“, wie man sagt „die Weisheit mit Böffeln gefressen haben“: ihr hättet schon die ganze Welt in euch aufgenommen, verdaut.

213, 23. Das folgende ist direkt aus Bettinens Briefen entnommen; daher oben (210, 20) der Vergleich mit der Aufnahme von Susanna v. Klettenbergs Bekenntnissen in die „Jehrsjahre“.

213, 31. Vgl. Bd. 22, S. 7, 15.

214, 19. Vgl. Bd. 22, S. 40, 18.

215, 8. „Müssen bestehen lernen“: eine Prüfung ihres schwerfälligen Verständnisses ablegen müssen — während die Mutter die Werke leicht und sicher aufnahm.

215, 14 u. 25. Aus „Wilhelm Meisters Jehrsjahre“ (Bd. 18, S. 283 und Bd. 17, S. 280).

216, 2. Am 23. März 1742. Sie war erst 1731 geboren.

217, 10. In Bettinens Briefwechsel folgen noch weitere Anekdoten von diesem enthusiastischen Anschwärmen.

217, 14. Vgl. Bd. 22, S. 12 u. 28.

217, 20. Zuerst 1781 dann wieder kurz vor dem Tode 1782.

218, 15. Im April 1808, auf der Reise nach Heidelberg zur Universität.

5. Aus meinem Leben (S. 219)

Vielsache Anklänge an das siebente und achte Buch von „Dichtung und Wahrheit“ lassen den ersten Teil dieses Abschnittes als einen für jene bestimmten Entwurf erscheinen, während der Abschnitt 221, 12 f. sich der Datierung entzieht.

219, 4. „Gewahr werden“ als das bewusste Erblicken von dem rein mechanischen Anschauen unterschieden; vgl. Bd. 22, S. 15, 20.

219, 18. Eine wichtige Maxime Goethes: für die Beobachtung der Wirklichkeit gegen die von vornherein dekretierende Moral.

220, 5. Man beachte, daß der Schüler der Franzosen — und der Alten — im Gegensatz zu unserer heutigen Anschauung auch das Rhetorische „angenehm und erfreulich“ nennt.

220, 17. Den Frankfurter Lehrer Albrecht, Deser, Behrisch, vielleicht auch Gellert.

220, 19 f. Der erste könnte Gellert sein, der zweite Deser, der dritte Behrisch, der vierte, fünfte und sechste sind wohl nur allgemeine Typen.

221, 9. Vgl. die „Orphischen Urworte“ B. 25 f. und die „Geheimnisse“ B. 187 f.

221, 12. „präsumtuos“: anspruchsvoll, sich alles zusprechend.

221, 22. „Wahnsinnig“ wegen des leidenschaftlichen Ergreifens auch des Fernliegendsten. Nur dadurch ist er ein Mensch wie andere, daß er wie schließlich auch sie erfährt, was sich ihm anbietet.

6. Wiederholte Spiegelungen (S. 221)

Dieser Aufsatz, der zuerst in den Nachgelassenen Werken erschien, wurde durch eine Abhandlung des Bonner Philosophen Näke veranlaßt, der 1822 die erste Wallfahrt nach Eesenheim unternommen und darüber berichtet hatte; Goethe erhielt seine Schilderung Eesenheims durch einen Freund und dankte am 31. Januar 1823 mit dieser Betrachtung.

221, 28. Entoptik: die Lehre von der Wahrnehmung der im Auge selbst enthaltenen Dinge oder Erscheinungen.

7. Renz (S. 223)

Die Verwertung dieser Notizen im elften und vierzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ läßt sie etwa auf das Jahr 1813 datieren. „In den letzten Monaten“: d. h. des Straßburger Aufenthalts. Vgl. Bd. 24, S. 58, 10.

223, 15. Eine gleichsam, wie eine schwarze Ader durch hellen Marmor, fremdartig sein Wesen durchziehende Eigenheit.

224, 1. Am 25. Sept. 1779 auf dem Wege nach der Schweiz; vgl. an Frau v. Stein 28. Sept. 1779.

224, 19. „Götter, Helden und Wieland“ 1774, vgl. Bd. 24, S. 243, 19.

8. Das Lufsenfest (S. 224)

Dieses „Stück aus dem ungeschriebenen fünften Teil von ‚Dichtung und Wahrheit‘“ (v. Biedermann) entstand nach Eckermanns Angabe 1830. Es erschien erst 1837 unter dem Datum des 25. Aug. 1777 (veranlaßt durch irrige Beziehung von 225, 15 auf den Ludwigstag). Vgl. Tagebuch 9. Juli 1778. Goethe hatte die Feier der Namenstage in Weimar aufgebracht.

225, 3. Leopold Friedrich Franz, Fürst, seit 1807 Herzog von Anhalt-Deßau hatte den Wörlitzer Park als ersten der großen Zierparks in englischem Geschmack (Weimar, Muskau, Brantitz u. s. w.) anlegen lassen. Vgl. Bd. 23, S. 137 f.

225, 8. Seit dem Schloßbrand wohnte die herzogliche

Familie im sogenannten Fürstenhause, dem für die Landstände bestimmten Gebäude, das noch heute, mehrfach umgebaut, den Sitzungen des Landtages dient. Vgl. 240, 14 f.

225, 17. So nannte Goethe auch sein Singspiel „Die Fischerin“ ein „Wald- und Wasserdrama“; vgl. Bd. 8, S. 338.

225, 23. Dünker erinnert an Shakespeares „Sommer-nachts Traum“, „Verlorne Liebesmüh“ und den Schluß der „Luftigen Weiber“. Vgl. auch „Ilmenau“ B. 52 (Bd. 1, S. 376).

225, 24. Am 1. Juli 1778.

225, 33. Zur Szenerie vgl. Bd. 1, S. 323 f.

226, 23. „Mönchssinn“: die sentimentale Weltfluchtsstimmung, die sich in der für „Erwin und Elmire“ benutzten englischen Ballade (Bd. 8, S. 346), in Millers „Siegwart“ wie in den Einsiedeleien der großen Gärten aussprach.

227, 7. Dieser gab den Pater Drator, Goethe (als Schöpfer der noch im Werden begriffenen Parkanlagen) den Pater Dekorator, der Herzog den Guardian, Einsiedel den Küchenmeister. Als Florian ist Wedel, als Provisor Nebel zu denken.

227, 9. „Memento mori“ ist das Lösungswort der Trappisten.

228, 26. „Panaten“, des Reimes wegen statt „Panaden“: eine Brotsuppe mit Bier, vgl. 229, 25.

230, 14. „Beigniert“: das Gras wird „gefäimnt“, mit dem Rechen wie mit einem Kamm.

230, 16. Neckerei auf Einsiedel, der nie in Frankreich gewesen war, sich aber gern französischer Ausdrücke bediente.

231, 9. Der primitive, aber durch Malereien von Kraus deforierte und sogar heizbare Holzbau blieb ein Lieblingsaufenthalt besonders des Herzogs, bis dieser im Jahre 1794 etwas weiter oberhalb das massive „Römische Haus“ errichten ließ. Vgl. 240, 32.

9. Besuch von Jffland (S. 231)

Jffland suchte Goethe auf, als dieser sich auf der Rückreise aus der Schweiz, am 22. Dez. 1779, in Mann-

heim aufhielt. Goethes Angabe ist also irrig, und nach Dünkers ansprechender Vermutung scheint es, daß er diese Skizze ursprünglich sogar der Schweizerreise von 1775 zuweisen wollte: in der Handschrift steht am Rande des Abschnitts 69, 4 ff. „Ich hatte pp“, was wohl auf die Anfangsworte eben dieser kleinen Schilderung deutet. Da Jffland am 15. April 1759 geboren war, trifft die Angabe 231, 23 auf Dezember 1779 vollkommen zu, während die Beschreibung von Jfflands Äußerem nur auf dessen spätere Erscheinung paßt.

10. Lord Bristol (S. 232)

Die kleine Charakteristik, in ihrer Anlage unserer Nr. 16 (S. 277 f.) verwandt, ist vom 10. Juni 1797 aus Jena datiert. Vgl. Goethes humorvollen Bericht über dieses — übrigens damals siebenundsechzigjährige — „wunderliche Original“ im Brief an Karl August vom 12. d. M. (Cotta'sche Auswahl III, 257).

232, 22. „Nisance“: behagliches Gehenlassen.

233, 8. Eine sehr hübsche vergnügte Schilderung des Gesprächs f. bei Eckermann, 17. März 1830. Goethe interessierte dieser Typus des englischen Lords, des englischen Prälaten, der englischen Brüderie und pharisäischen Moral.

11. Die Freitagsgesellschaft (S. 233)

Über die im Jahre 1791 von Goethe begründete „Freitagsgesellschaft“ hat dieser selbst in den „Annalen“ zu 1796 (Bd. 30, S. 52) kurz berichtet. Ausführliche Mitteilungen, darunter den „einleitenden Vortrag“ brachte zuerst Otto Jahn in seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Voigt (1868). Das zweite Stück (236, 8 ff.) veröffentlichte der Herausgeber im Goethe-Jahrbuch XIV, 3 ff., das dritte (252, 12 ff.) Karl Schüddekopf ebenda XIX, 14 ff. Den dort gegebenen ausführlichen Erläuterungen wird hier einiges entnommen, ohne die Absicht, die zahlreichen Namen und Daten besonders des zweiten Stückes sämtlich zu erklären. Von allgemeinem Werte ist gerade in diesem nicht das De-

tail, sondern die Übersicht der geistigen „Zustände“ Weimars in ihrer „Totalität“, sowie der gleichsam aus der Vogelschau genommene Überblick über die wissenschaftliche und amtliche Interessensphäre Goethes.

233, 13. Der Gedankengang, der den theoretischen Betrachtungen der „Wanderjahre“, insbesondere der Idee des „Bandes“ zu Grunde liegt.

233, 14. Vgl. „Wanderjahre“ Buch II, Kap. 8.

233, 22. „Gleich einem andern Prometheus“: Gallizismus.

234, 19. Der Widerspruch gegen die Originalitätsucht — besonders in gereimten Sprüchen ausgedrückt — gehört zu den Lieblings-themen des gealterten Dichters, der dabei namentlich auch die Romantik im Auge hat.

235, 1. Alliteration.

235, 2. Vgl. Goethes Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ (Bd. 39).

235, 14. Lob Weimars oder vielmehr der Stadt Jena-Weimar „klein und groß“.

235, 28. Hier erst gibt sich der Vortrag als Eröffnungsrede zu erkennen.

236, 3. Des Herzogs und der Herzoginnen.

236, 7. Man beachte die resignierte Bescheidenheit der Erwartung. In der That war das Leben der Gesellschaft kein sehr reges (vgl. Goethe-Jahrbuch XIV, 15 f.), und auch spätere Versuche Goethes, das geistige Leben Weimars gesellschaftlich zu konzentrieren (vgl. Bd. 1, S. 327), hatten keinen dauernden Erfolg.

236, 16. „durchaus“: Lieblingswort des alternden Goethe, zur Converteilung und Rhythmisierung der Perioden benutzt, auf die dieser Vortrag besondere Sorgfalt verwendet.

236, 20. Goethes charakteristische Auffassung des Begriffes „Fest“. Man denke an den „Schatzgräber“: „Saure Wochen, frohe Feste — Tages Arbeit, Abends Gäste.“

236, 25. Eine Grundmaxime Goethes.

237, 21. Kraus, vgl. zu 119, 5.

237, 30. Die „Milientheorie“, später in der „Geschichte

der Farbenlehre“ stark eingeschränkt. Gerade damals plante Goethe sie in ausgedehnter Weise auf die Kunstgeschichte Italiens anzuwenden und wollte dazu auf einer zweiten großen italienischen Reise mit Heinrich Meyer umfassende Studien machen. Aber erst 1797 konnte er, durch den Kriegszustand Europas aufgehalten, abreisen und gelangte auch dann nicht über die Alpen (s. Bd. 29).

238, 2. Vgl. Goethes (und Schillers) Vorarbeiten zu einem Aufsatz über den „Dilettantismus“. Beim „Dilettantismus in der Malerei“ steht auch dort voran: „Liebhaberei im Landschaftsmalen. Sie setzt schon eine kultivierte Kunst voraus.“

238, 13. Vgl. 224, 28 f.

238, 14. Undeutlich; es müßte heißen: „Aber auch andere Künstler (nämlich außer den Landschaftern) finden wir bei uns beschäftigt, und zwar mit der menschlichen Gestalt“ u. s. w.

238, 27. „Illuminieren“ nannte man das Färbieren der Kupferstiche, das bei dem damaligen Stande der Technik noch mit der Hand geschah.

238, 32. Martin Klauer, seit 1774 Hofbildhauer in Weimar.

239, 5. „Toreutik“ = Bildhauerei und Bildschnitzerei, einschließlich ihrer handwerksmäßigen Anwendung.

239, 21. Über den seit 1791 in Weimar lebenden Engländer Charles Gore vgl. Bd. 34, S. 307 u. ö.

239, 29. Steiner, unter dem Hamburger Baumeister Arens und Goethes Oberleitung am Neubau des Schlosses (seit 1789) beschäftigt; vgl. zu 225, 8 und 240, 14.

239, 31. Friedrich Wilhelm Jacius (1764—1843).

240, 14. Vor mehr als 21 Jahren, am 6. Mai 1774.

240, 32. Das „Römische Haus“, vgl. zu 231, 9.

241, 11. Johann Friedrich Krantz (1754—1807).

241, 27. Während der ersten sieben dieser elf Jahre hatte die Gesellschaft des italienischen Entrepreneurs Bellomo, mit Subvention des Herzogs, in Weimar gespielt; dann geschah die Umwandlung in ein Hoftheater, das Goethes Leitung unterstellt und am 7. Mai 1791 eröffnet wurde. Vgl. J. Wahle, Schriften der Goethe-Gesellschaft VI und G. A. H. Burkhardt,

Das Repertoire des Weimariſchen Theaters unter Goethes Leitung, 1891.

242, 16. Vgl. Schillers bald nach dieſem Vortrag entſtandene Elegie „Der Tanz“, Säkular-Ausgabe Bd. 1, S. 315.

242, 25. Eine kulturhiſtoriſch wichtige Anmerkung.

243, 20. Moritz v. Wedel, Oberforſtmeiſter, geſt. 1794; Karl Auguſts und Goethes Begleiter auf der Schweizerreiſe.

243, 29. Der „Deutſche Obſtgärtner“ (1794—1804), in Weimar erſcheinend, und ähnliche Schriften.

244, 12. Auffälligerweiſe übergeht Goethe hier die italieniſchen Sprachſtudien der Herzogin-Mutter und ihres Kreiſes.

244, 20. Chr. W. Büttner (geb. 1716), Profeſſor in Göttingen, vom Herzog 1782 mit ſeiner großen Bibliothek nach Jena gezogen; geſt. 1800. Vgl. Bd. 30, S. 101 f.

245, 14. Wielands „Deutſcher Merkur“ ſeit 1773, Beruchts und Kraus' „Journal des Luxus und der Moden“ ſeit 1786; Schillers „Horen“ und Niethammers „Philophiſches Journal“ ſtanden zur Zeit des Vortrags noch in ihrem erſten Jahrgang. Die „Allgemeine Literaturzeitung“, 1785 begründet, verurſachte Goethe ſpäter, 1803, durch ihre Überſiedelung nach Halle wahrhaften Schmerz und große Arbeit, indem er nun eine eigene „Jenaiſche Allg. Lit.-Zeitung“ begründete; vgl. Bd. 30, S. 118 ff. Im Entwurf zu dieſem Vortrag hatte Goethe noch das nur handſchriftlich in engerem Kreis verbreitete „Erfurter Journal“ (1781—84) notiert; vgl. 251, 34 und die Publikation des ganzen Journals in den Schriften der Goethe-Geſellſchaft VII.

245, 24. Akademie = Univerſität, wie 123, 8.

246, 1. Vgl. die Revue der Fakultäten in der Schülerſzene des „Faust“.

246, 25. In keiner der ſechs Sitzungen der Freitagsgesellſchaft, deren Tagesordnung bekannt iſt, fehlen naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände.

246, 29. Joh. C. W. Voigt, „Mineralogiſche Reiſe durch die Herzogtümer Weimar und Eiſenach“ 1782 und 1785, in Goethes Auftrag und nach deſſen Plan.

246, 30. Auch die Museen in Jena verdanken zum größten Teil ihre Bedeutung, wo nicht ihre Entstehung, dem unermüdlichen Eifer Goethes.

247, 27. Namens v. Wendel. Vgl. Bd. 30, S. 44, 31 ff. Die Versuche hatten keinen Erfolg.

250, 7. Ein ähnliches Schema liegt auch dem ausgearbeiteten ersten Teil zu Grunde; auch von diesem ist nicht bekannt, ob Goethe ihn wirklich vorgetragen hat.

250, 28. „Privatorum“: von einzelnen Pferdezüchtern neben dem herzoglichen Gestüt.

250, 30. Chanorier, ein Emigrant.

252, 12. Als Goethe den Druck seines Briefwechsels mit Schiller vorbereitete, erwog er den Gedanken, dieser Publikation einen Kommentar in Form von „Noten“ beizugeben, und diktierte Verschiedenes dazu; vgl. Tagebuch vom 27. und 30. Dez. 1824. Die vorliegende Skizze bezieht sich auf die Erwähnung der Freitagsgesellschaft in den Briefen vom 27. und 29. Nov., 2. Dez. 1794 und ist vom 30. Dez. 1824 datiert.

252, 18. Der ältere Bruder des J. 29 und 246, 29 genannten Mineralogen, Goethes Hauptstütze in amtlichen und privaten Geschäften († 1819).

252, 21. Regierungsrat, Sohn des Geheimrats v. Fritsch, gegen dessen Widerstand Karl August die Anstellung Goethes im weimarischen Staatsdienst energisch durchgesetzt hatte.

252, 23. Bisher nicht vorgekommen: die Ärzte Buchholz und Hufeland; der Kunstfreund Heinrich Meyer, seit Kom mit Goethe verbündet, seit 1791 in Weimar.

253, 21. Eben auf diese Vorlesungen beziehen sich die oben bezeichneten Briefe, zu denen vorliegende „Note“ gehört.

12. Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens (S. 254)

„Den am 2. Aug. 1732 vom Herzog Ernst August von Weimar gestifteten ‚Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken‘ hat Karl August als Großherzog bereits am 18. Okt. 1815 erneuert; die erste Verleihung an einen

Staatsangehörigen erfolgte am 23. Dezember an den Staatsminister v. Voigt, aber erst am 30. Jan. 1816, dem Geburtstage der Großherzogin Luise, fand die Staatshandlung zur Weihe des neuen Ordens statt, bei welcher Gelegenheit auch Goethe das Großkreuz empfang. Die Feierlichkeit wurde mit einem Prolog von Voigt eröffnet und mit Goethes Rede geschlossen. Diese erschien erst 1851 in „Goethes Leben“ von J. W. Schäfer“ (v. Biedermann).

254, 29. Die Umschreibung ist, wie die ganze Rede, in feierlichem, fast „west-östlich“ anmutendem Ton gehalten.

255, 26 f. Geistreiche Ausdeutung ornithologischer Tatsachen, fast im Stil der mittelalterlichen „Physiologi“.

256, 23. „In Wachsamkeit steigen wir auf“: Devise des Ordens, vom Jagds Falken hergenommen.

13. Anna Amalie (S. 256)

Gedruckt nach der im Besitz der Cotta'schen Buchhandlung befindlichen Handschrift. Über die Entstehung des zur Veröffentlichung im Cotta'schen „Morgenblatt“ bestimmten Nekrologes vgl. Goethes Briefe an Voigt und Cotta vom 10.—13. April 1807. In verkürzter Gestalt wurde er von den Ranzeln des Herzogtums verlesen.

257, 11. Braunschweig-Wolfenbüttel.

257, 13. Friedrichs des Großen.

257, 14. Über zwei ihrer Brüder vgl. Bd. 1, S. 248 und Bd. 28, S. 266. Unten 260, 23 f.

258, 17. Wieland und Knebel.

260, 12. Karl Friedrichs (Großherzog 1828—53) mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna.

260, 15. Dieses Lob durfte Goethe im wesentlichen auf seine eigne Rechnung setzen. Daß er der Verfasser des Nekrologes sei, blieb verschwiegen.

260, 26. Daß dieser zweite Sohn, Prinz Konstantin (geb. 1758), seiner Mutter schwere Sorgen und Schmerzen bereitet hatte, findet begreiflicherweise an dieser Stelle keine Erwähnung. Er starb, an der Ruhr, 1793 im Kriegslager bei Pirmasens.

261, 6. Der unglückliche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Jena, und ihr Neffe, der Erbprinz Karl Georg August, gingen kurz vor ihr in den Tod.

14. Ridelz und der früher heimgegangenen Brüder Totenfeier (S. 262)

Die „Totenfeier“ fand am 15. Juni 1821 in der Freimaurerloge „Amalia“ zu Weimar statt und wurde als „Manuskript für Brüder“ gedruckt. Vgl. Goethes Brief an Staatsrat Schulz vom 24. Sept. 1821 und Bd. 30, S. 356. Goethe selbst nahm an der „Trauerloge“ nicht teil; überhaupt hielt er sich von den Veranstaltungen des Bundes, dem er seit 1780 angehörte, meistens fern.

267, 24. Über Jagemann vgl. Bd. 34, S. 310 f.

270, 31. Auf die „Bekanntschaft“ mit den Einzelnen folgt doch wieder ihre typische Charakteristik: der kleine Mann, Diener, Beamter, Künstler; verschiedener Umfang der Betätigung. Man denke auch an die Typen der „Geheimnisse“.

273, 14. Zu dem vom Kanzler v. Müller verfaßten Nekrolog desjenigen Mannes, der in der Überschrift S. 262 an erster Stelle genannt wird, bildete folgender Absatz den Übergang: „Haben wir im vorhergehenden auszugsweise geliefert und betrachtet, was über vier vermißte Brüder zu sagen sein möchte, so beschäftige uns nun ausführlich Leben und Tätigkeit eines Mannes, der auf den Bund überhaupt, zunächst aber auf unsere Loge den wichtigsten Einfluß hatte, welches Vorbild einem jeden Bruder, wollte er auch nicht Ansprüche auf so hohe Verdienste, an so entschiedene Wirkung machen, dennoch als ein schönes, edles Muster höchst ermunternd sein wird.“ — Dr. Cornelius Johann Rudolf Ridel war 1786 als Erzieher eines mecklenburgischen Grafen durch Weimar gekommen und hatte Goethe aufgesucht, mit Grüßen von Charlotte Nestner, deren Schwester Amalie Buff seine Braut war. Der junge Mann (geb. 1759) gefiel Goethe, und dieser veranlaßte seine Berufung zum Erzieher des damals noch nicht vierjährigen Erbprinzen Karl Friedrich.

Ridel trat seine Stellung an, während Goethe in Italien war; dieser blieb ihm dauernd wohlgesinnt, ohne daß sich ein näheres Verhältniß entwickelte.

15. Dankbare Gegenwart (S. 273)

Geschrieben nach der Genesung von der gefährlichen Herzbeutelentzündung im Anfang des Jahres 1823.

16. Selbstschilderung (S. 277)

Diese höchst bedeutsame Selbstcharakteristik liegt in einem unkorrigierten Bogen von der Hand des Schreibers Geist vor und wurde zuerst im Goethe-Jahrbuch XVI, 20 f. von B. Suphan veröffentlicht und kommentiert. Daß sie sich wirklich auf Goethe selbst bezieht, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Wie vielfach Lieblingsgedanken Goethes gerade aus dem Bezirk seiner Selbstkenntnis auftauchen, hat Suphan nachgewiesen. Dagegen können wir der Vermutung von Michael Bernays und Suphan, es liege der Entwurf einer Antwort auf Schillers berühmten Brief vom 27. April 1798 vor, nicht beistimmen. Weist doch Suphan selbst darauf hin, daß Goethe eine ganze Reihe solcher „psychographischer“ Porträts, allerdings für Schiller, plante, und in der That besitzen wir zwei derartige Skizzen Goethes: die oben S. 232 mitgeteilte Charakteristik des Lord Bristol vom 10. Juni 1797 und diejenige des „Schmidt von Friedberg“ in Goethes Brief an Schiller vom 9. Aug. 1797. Daß die Selbstschilderung eben dieser Zeit angehört, wird durch äußerliche Merkmale der Handschrift bestätigt. Die Zeichnung psychologischer Porträts war eine Mode im Zeitalter La Rochefoucaulds und tauchte Ende des 18. Jahrhunderts, mitveranlaßt durch die physiognomischen Studien, die Silhouetten-schneiderei u. dgl. mehr, mit neuer Kraft auf. Wilhelm v. Humboldt z. B. geht damals auf seinen Reisen systematisch darauf aus, solche Bilder in sein Tagebuch einzulegen. Dieser merkwürdigen Gewohnheit gehören auch Goethes wichtige Entwürfe an. Später ging er zu der Sammlung von gemalten Porträts

(Schmeller) über, wobei sein eigenes Bildnis natürlich nicht fehlen durfte.

277, 11. Vom Standpunkt der Rückkehr zur Poesie geschrieben. Schiller rief den in Wissenschaft und tätigem Leben aufgehenden Dichter auf sein eigentlichstes Feld zurück; daher eben in dieser Zeit Ungerechtigkeit gegen seine höchst beharrliche wissenschaftliche Arbeit.

277, 12. „Da er sich . . . bildend verhält“: da er alle drei geistig umgestaltet und deshalb auf geeigneten Stoff und brauchbare Form dringen muß.

277, 21. „rein“: „uninteressiert“ im Kantischen Sinne; vgl. den Schluß des Tagebuchs vom 7. Aug. 1779.

277, 26. Scheinbarer Widerspruch. Gemeint ist: er weiß nicht durch scheinbares Nachgeben seinen Willen durchzusetzen.

277, 29. Dreierlei Formen des Handelns werden unterschieden: ein rohes nach bloßen Instinkten, ein berechtigtes nach der Forderung des Tages (Bedürfnis, Kunst und Handwerk), ein sich überhebendes nach individuellen Zwecken. Die Analogie mit den drei Kunststufen „einfache Nachahmung der Natur — Manier — Stil“ (Bd. 34, S. 54 f.) liegt nahe.

278, 6. Unvollständiger oder unausgebildeter Satz. Der Sinn ist: „seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war, in ein bewußtes umgewandelt.“

278, 9. „habituell“: durch Gewöhnung zur Natur geworden.

278, 15. Hier verzichtet Goethe mit vollem Bedacht auf Selbstenthüllung, ja auf Selbstkenntnis im letzten Sinne.

278, 30. Im Schlußsatz hebt Goethe einen der wesentlichsten Züge seiner dichterischen Individualität scharf hervor; vgl. Bd. 1, Einleitung S. XXI f. und XXIV f.



Inhalt des fünfundzwanzigsten Bandes

Dichtung und Wahrheit. Vierter Teil

	Seite
Vorwort	3
Sechzehntes Buch	4
Siebzehntes Buch	25
Achtzehntes Buch	58
Neunzehntes Buch	91
Zwanzigstes Buch	118

Anhang

I. Briefe aus der Schweiz 1779	141
II. Biographische Einzelheiten	206
1. Bedeutung des Individuellen	206
2. Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Ge- wohnheit	207
3. Bedenkliches	209
4. Aristieia der Mutter	210
5. Aus meinem Leben. Fragmentarisches	219
6. Wiederholte Spiegelungen	221
7. Venz	223
8. Das Luiseufest	224
9. Besuch von Jffland	231
10. Lord Bristol, Bischof von Derry	232
11. Die Freitagsgesellschaft	233
12. Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens	254
13. Anna Amalie	256
14. Rißels und der früher heimgegangenen Brüder Rästner, Krumbholz, Slevogt und Jagemann Totenfeier	262
15. Dankbare Gegenwart	273
16. Selbstschilderung	277
Anmerkungen	279

118208

LG

G599He|

Ulfgang von

len)

pl.25.

NAME OF BORROWER.

ca.

m. h.

c. Sem. N.

ic Sem. N.

i. Sem.

